

Werk

Titel: Aufsätze

Ort: Berlin

Jahr: 1872

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1872_0007|LOG_0118

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

XXIII.

Einiges über Ursachen und Wirkungen der im älteren und neueren Afrika stattgehabten und noch gegenwärtig stattfindenden Völkerbewegungen.

Von Robert Hartmann.

Einem umfangreicheren, hauptsächlich die körperliche und geistige Beschaffenheit der dunkelhäutigen Völker Ost- und Inner-Afrika's behandelnden Werke, dessen Druck gegen Schluss des Jahres 1873 vollendet sein wird, entnehme ich (einer alten mit der Redaction dieser Zeitschrift getroffenen Verabredung gemäss) die nachfolgende einleitende, auch wohl ein allgemeineres Interesse erweckende Skizze. Ich bemerke übrigens, dass dieser Aufsatz vielfache redactionelle Veränderungen erfahren musste, um, isolirt gedruckt, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde auch verständlich zu werden. Hinsichtlich der von mir gewählten Bezeichnungen Syro-Araber statt Semiten, Nigritier und Imôscharh oder Berbern vergl. Zeitschrift für Ethnologie 1869, S. 31 u. 300.

Afrika's weite Gebiete sind seit Alters von Völkerbewegungen heimgesucht worden, welche hauptsächlich auf folgende ursächliche Erscheinungen zurückgeführt werden dürfen: auf herrschende Reiselust, Handelseifer, Erwerbslust, religiösen Trieb, auf Frauensucherei, Jagd, auf Krieg. Bei manchen Afrikanern ist die Lust am Reisen zu einer vollständigen Charaktereigenthümlichkeit geworden. Es betrifft dies sowohl Berbern als auch Nigritier. Rastlos wandern die zum Ahl-Tûâriq gehörenden Ifôrhas-n' Iqedhâdh umher, gleich den Vögeln (Iqedhâdh), von Tasili im Norden bis in den Sudân hinein, bald in Mitten der Tûâriq-Azqar, bald unter den Tûâriq von Ahîr lagernd. Sie berühren im Süden die Gebiete der

ihnen verwandten Ifôgas-n'-Uqqirân*). Auch die eingeborenen Magrebiner reisen gern und viel. Hauptsächlich sind es in diesen westlichen Staaten die Morâbidin, welche weite Reisen vollführen. Die Morâbidin gehen aber sowohl aus Stämmen der Berbern als auch der Nigritier hervor. Dieselben genügen nun einmal ihrer eingefleischten Reiselust und betreiben nebenbei auch Bekehrung, sie spenden Belehrung, gewähren Rath und Trost, verkaufen Amulette, heilen Krankheiten, treiben Ehekuppelei u. s. w. Gewisse Magrebiner dehnen ihre Handelsreisen bis tief nach den Guinea-Ländern, bis nach Kumâsi in Aschanti oder nach dem Ewe- und Yoruba-Gebiete aus.

Unsere magrebiner Reisenden zeichnen sich nicht selten durch Bildung, scharfe Beobachtungsgabe und durch Drang nach Erforschung der Wahrheit aus. Manchen dieser tüchtigen Pioniere verdanken wir ganz vorzügliche Berichte über die von ihnen durchwanderten Länder. Abgesehen von den grossen arabischen Geographen, welche u. A. auch Magrebiner zu den Ihren zählen, verdanken wir Einzelnen unter jenen sehr brauchbare Reisebeschreibungen. Durchlesen wir die Berichte z. B. des Zen-el-Abidîn, des Mohammed-el-Tunsi u. s. w., so begegnen wir in denselben stets der alten und immer wieder neuen Fabel von der angeblichen Abstammung vieler solcher afrikanischen Autochthonenstämme (an welchen als eifrigen Moslemin die gläubigen Verfasser besonderes Wohlgefallen gefunden haben) aus Hedjaz oder aus Oman. Unter letzteren beiden Namen begreift man nun aber im Innern von Ostafrika gewöhnlich die arabische Halbinsel im Ganzen.

Uebrigens aber finden wir unter den schriftstellerischen Erzeugnissen der genannten Art auch sehr genaue Beschreibungen des Gesehenen, manches gesunde Urtheil und manche unsere Aufmerksamkeit, unseren Forschungseifer anspornende Erkundigung. Wenn wir dann auch zuweilen wieder unrichtige Auffassung und verfehlte Darstellung einzelner Gegenstände antreffen, so rührt dies keineswegs von mangelnder Befähigung überhaupt, sondern vielmehr von einer im Vergleich zur abendländischen doch nur zu einseitigen und zu lückenhaften Vorbildung her.

Auch Aegypter unternehmen Wanderungen nach West und Süd, diese jedoch seltener als ihre Berber-Vettern aus dem Magreb aus reiner Lust am Sehen fremder Länder, sondern schon häufiger aus Religionseifer und Speculationslust. Denn der echte Sohn von Beled-Miçr neigt zum habgierigen Speculanten, dem pecuniärer Gewinn meist höher steht als Ehre. In ihm steckt weit weniger von dem beschaulicheren, religiöser Schwärmerei sich hingebenden Wesen

*) Duveyrier: Les Touaregs du Nord p. 361.

des Magrebiner oder von dem abenteuernd-kriegerischen des stolzen, unruhigen Amóscharh im engeren Sinne, des Tarqí.

In Nubien leiden namentlich die zum Nás-el-Djaalín gehörenden Personen an einer wahren Reisemanie. Ein echter Djaalí weiss tausenderlei Vorwände für sich selbst, seine Angehörigen und Freunde hervorzusuchen, um den Mahnungen seines Wandertriebes Vorschub leisten zu können. Er nimmt für etliche Thaler Waaren und pilgert frisch darauf los, die schwersten Gefahren, die härtesten Beschwerden wenig achtend, wenn er nur recht tief in die Länder der Funje, Gálà u. s. w. eindringen kann. Unterwegs versteht er sich unter den heikelsten äusseren Verhältnissen zurechtzufinden, und überall Einlass zu gewinnen. Gern erzählt er Abends von seinen Wanderungen und Erlebnissen. Er entgeht bei seiner Aalglätte leicht dem Verdachte politischer Spion zu sein, er macht sich unentbehrlich bei Moslemin, bei Christen und Heiden. In religiöser Beziehung begegnet er hier nirgends jener stumpfsinnigen Bigotterie und stereotypen Heuchelei, welche den Hadji Innerasiens auf Schritt und Tritt umlauern und ihm das Dasein verbittern. In Ostafrika kennt, begehrt man den herumwandernden Djaalí überall. Er schachert soviel er kann. Gehen ihm unterwegs seine Waaren oder Gelder aus, so schlägt er sich als Zwischenhändler, als Missionär, Teufelsbanner, Wunderdoctor, Ehekuppler durch. Leicht weiss er sich in den Geruch von Heil'gkeit zu bringen. Zur Noth dient er auch als Soldat, seiner Partei nicht selten mit Schlaueit, Muth und Hingebung helfend.

Einer dieser merkwürdigen Leute mit Namen Ud-el-Hedrí zog (und zieht vielleicht noch jetzt — inschallah —) von Khartúm aus Jahr für Jahr durch aller Herrn Länder, bis Fádâçi, El-Obêd, Qâ-qâ u. s. w. Er holt hier diese, dort jene meist vegetabilischen Mittelchen *) zusammen, und steckt sie in einen aus altem Dammûr, (Baumwollenzeug) gefertigte Muqlájeh oder Beutel, auch in die Djirbeh (oder Schlauch) aus buntscheckigem Ziegenlammfell verfertigt. Schon unterwegs, und endlich zu Hause angelangt, reitet der unverwüstliche Mediziner auf geduldigem Eselein von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, recitirt einen Koran-Vers, spendet seinen Segen, spuckt bedächtig vor sich hin, murmelt halbdunkle Worte, lässt sich anrufen, einladen, er schnupft, trinkt Kaffee, erzählt sehr interessant und spendet — natürlich nicht umsonst — von der Arznei, diese freilich nicht eben genau dosirend. Er kümmert sich auch wenig um den Erfolg. Er thut es also nicht besser und nicht schlechter wie andere Naturheilkünstler selbst unserer vorgeschrittenen Haupt- und Residenzstädte.

*) Vgl. Hartmann, Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer, S. 365.

Die Djaalîn sind nun im Allgemeinen ein patriotisches, Unabhängigkeit liebendes, energisches Volk, welches die ihnen gewaltsam aufgezwungene ägyptische Herrschaft nur mit Unwillen trägt. Als vor Jahrzehnten ihr König Nâir, genannt El-Nimr, d. h. Panther, zu Schendî sich unmittelbar nach ins Werk gesetzter Verbrennung Ismâil-Bascha's und seiner Getreuen gen West-Abyssinien zu Râs-Alî flüchtete, gingen viele seiner Djaalîn mit ihm. Es folgten später noch mehrere, welche den rächenden Würgereien des schrecklichen Defterdâr-Bey im Schendi-Lande zu entgehen trachteten. Sie alle bildeten dann mit und um Melik Nimr einen neuen halb unabhängigen Staat Dâr-Sûfi oder Dâr-Sâlâm*) mit der Residenz Mâf-Gwogwa. Nimr, dessen Sohn Hasan-Woled-Nimr, und zum Scheich Abû-Rôâsch haltende Djaalîn vollführten unter dem weithin gefürchteten Namen „Maqâda“ **) häufige blutige Einfälle in die Gebiete von Ost-Sennâr selbst bis nach Fâzoqlo hin, stahlen sich als den Aegyptern feindliche Emissäre durch die benachbarten Länder und predigten hier zum Oeftern den Nationalkrieg wider jene Türken, „die da mit Christen und mit Heiden buhlten und dem wahren Glauben abtrünnig geworden seien“.

Auch unter den Eingeborenen Nord-Nubiens findet sich ein lebhafter Drang zu Reiseunternehmungen und Wanderungen gen Aegypten, Sennâr, Kordûfân, nach dem weissen Nile u. s. w. Es ist nun nicht etwa, wie so häufig angenommen wird, die absolute Armuth des Bodens allein, welche jene Leute vom heimathlichen Herde hinwegtreibt; denn in manchen nubischen Districten, in welchen das Alluvium grössere Flächenräume bedeckt, könnte dies wohl noch besser urbar gemacht und sorgfältiger angebaut werden, als dies gegenwärtig der Fall ist. Die Berâbra könnten zu noch grösserem Wohlstande gelangen, wenn sie sich mehr der Industrie in die Arme werfen wollten, zu welcher ihnen keineswegs die Anlage fehlt. Es deutet sogar Mancherlei darauf hin, dass zur Pharaonenzeit in diesen Gegenden eine nicht unbedeutende Kultur, selbst eine erfindungsreiche Industrie geherrscht habe ***) , Zeichen, dass auch aus diesen jetzt anscheinend so bettelarmen Districten noch Mancherlei gemacht werden könnte. Allein seit dem im Allgemeinen milden Scepter pharaonischer Erpa-hats, der Prinzen als Statthalter und eingeborener Häuptlinge, die wüste Türkenwirthschaft mit Karbatsche und boden-

*) Also spottweise von den Turco-Aegyptern genannt.

**) Maqâda bedeutet bei den Ost-Sudânesen im engeren Sinne die Länder Schoa, die Gebiete der Gâlâ, Sidâmâ u. s. w., wird jedoch häufig auch für die rebellischen Djaalîn und das übrige räuberische Volk des Schêkh Woled-Nimr gebraucht.

***) Vergl. Kapitel IV.

losem Steuersäckel *) gefolgt ist, seitdem wie schon erwähnt Mohammed-Bey-el-Defterdâr Nubien verheerte **) (1823), seit der Hungertyphus die schwerbedrückte Einwohnerschaft decimirte (z. B. 1824—27, 1840—42 ***), seitdem hat sich die angeborene Reise- und Wanderlust der Berâbra bis ins Abenteuerlichste verstärkt. Gehetzt und geschreckt durch die widrigen Verhältnisse ihrer unglücklichen Heimath, verlassen sie diese alljährlich zu vielen Hunderten. Die Ausgewanderten führen als Elephantenjäger, Sklavenräuber, Soldaten, Krämer, Commissionäre und Diener ein bewegtes Dasein. Sie dringen tief nach Innerafrika ein, gründen hier vorübergehende und ständige Niederlassungen. Ihr Einfluss auf die neugewonnenen Umgebungen ist ein sehr mannigfaltiger und in seiner Intensität keineswegs zu unterschätzender. †) Man rühmt nicht mit Unrecht die Liebe, mit welcher Nubiens Kinder an ihrem ernst-grossartigen, felsen- und kataraktenreichen Lande hängen. Manche derselben suchen auch, sobald sie sich in der Fremde einiges Geld erworben haben, das Heimathgebiet wieder auf, bauen da eine Saqîeh und bewässern mit ihr ein grösseres oder kleineres Stück Feld. Vorragend patriotisch sind in dieser Hinsicht der Schellâlî und Kensî. Der Donqolâwî dagegen ist schon leichtherziger, kosmopolitischer. Nicht wenige Berâbra bleiben freilich im Auslande, machen sich daselbst ansässig, unterlassen es übrigens nicht, auch sogar von da aus ihrer Reiselust bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu fröhnen.

Mohammedanische Nigritier unternehmen aus reiner Lust am Fremdartigen, sie belehrende, nicht selten ganz ausserordentlich weite Reisen. So manche arme, aber doch sehr strebsame Haûssaner, Kanôri, Fûrer, Wâdây-Leute, Bewohner von Kordûfân, Sennâr u. s. w. ziehen fast hungernd und bettelnd aus dem fernen Innern nach Cairo, um hier in der gebenedeieten Moschee El-Azher, einer der Hochschulen des „reinen Glaubens“, ihren Studien namentlich in Theologie und Rechtswissenschaft obzuliegen. Dr. P. Langerhans traf in Jerusalem mehrere Fûrer, welche daselbst als Diener u. s. w. ein Vermögen zu erwerben suchten, mit dem sie später nach ihrer Heimath zurückzupilgern hofften. Dieselben befanden sich in protestantischen, griechisch-katholischen u. a. Häusern ††). Auch

*) Es hat Zeiten gegeben, in denen man in Nubien für einen einzelnen Dattelbaum 2—2½ Piaster current abverlangte.

**) Man sagt, dies Ungeheuer habe 30,000 Berâbra, meist natürlich völlig unschuldige Leute, abschlachten lassen. (Vergl. Egypte au XIX e siècle. p. 372.)

***) Vergl. Hartmann, Medicinische Erinnerungen aus dem nordöstlichen Afrika, im Arch. f. Anatomie 1868, S. 115.

†) Vergl. Hartmann in Zeitschr. f. allgem. Erdkunde Bd. XIX, S. 165.

††) Zeitschr. f. Ethnologie 1873, Heft. I.

Wetzstein rühmt die verhältnissmässige Gelehrsamkeit vieler Te-kârine. Der Maqâm Ejub im Haurân ist seit alter Zeit ein Hospiz für diese nigritischen Pilgrime, welche namentlich aus Dâr-Fûr stammen. Dieselben besuchen zuerst Mekkah und Medînah, dann Damaskus und den Jobs-Maqâm. Sie bleiben hier 20—30 Tage, während welcher Zeit sie sich täglich an der Jobs-Quelle waschen, am Jobs-Steine beten und die übrigen Stunden entweder lesen oder den Bewohnern des Maqâm bei ihren Feldarbeiten helfen. Bei der Abreise bekommen sie ein Zeugniß und kehren oft zu Fuss über den Isthmus von Suez, oft zu Wasser, meist von Jâfâ aus, mit dem österreichischen Lloydsschiffe nach Aegypten und von da in ihre Heimath zurück. Sie sind bescheidene, schweigsame Männer, die rüstig ihre Strasse wandern und denen man allenthalben gerne Speise und Obdach giebt*).

Ich will bei dieser Gelegenheit übrigens nicht unbemerkt lassen, dass auch Asien, nämlich die Länder von Türkistân, Hindustân, selbst Java, Banka u. s. w. ihre Sendlinge für Cairo **) hergeben, denn auch dort scheint die Reiselust eine vielfach rege zu sein. In Aegypten, Nordnubien und in den afrikanischen Küstengebieten des rothen Meeres sieht man einzelne Perser, Türkmén, Parsis, Hindu's und Malayen, meist als Kaufleute oder als solche Hadji's, welche gelegentliche Abstecher unternehmen. Aber es ziehen auch manche Derwisch-Brüder aus Innerasien nach Aegypten, um da mit ihrer Heiligkeit allerhand Unfug zu treiben. Namentlich scheinen die Orden Nakisch-Bend und Sâfet-Islâm hin und wieder Gruppen der ihnen Zugeschworenen über das Nil-Land zu verbreiten. Ersterer Derwisch-Orden hat seinen Sitz bekanntlich in Bokhârâ-Scherîf, jenem berühmten Bollwerke mohammedanischer Bigotterie und Heuchelei. Wo der zweite eigentlich existirt, weiss ich nicht sicher ***).

*) Biblischer Commentar über das Alte Testament, herausgegeben von C. F. Keil und F. Delitzsch. IV. Theil. 2. Band: Das Buch Job. Leipzig 1864, S. 513.

**) In der Djâma-el-Azher existirt ein besonderer Riwâq, d. h. eine Abtheilung nach den Landsmannschaften, für Java, Indien und Südarabien. (Vergl. Kremer, Aegypten, II, S. 279.)

***) Als ich eines Tages das Bâb-el-Zukkarîeh, eine der edelsten sarazenischen Bauten Cairo's, zeichnete, sah mir ein Bettel-Derwisch wohlgefällig zu und knüpfte unter der höflichen Phrase, „gesegnet sei Deine Hand, o Hakîm“ ein Gespräch mit mir an. Er achtete dabei nicht der Possen der Strassenjugend, welche ihn gelegentlich sogar mit Pferdekoth bombardirte, nicht der rohen Spötereien habichtsnasiger Qawassîn aus einem nahen Wachtlocale. Er behauptete von Geburt ein Tadjik und Derwisch des Ordens Sâfet-Islâm zu sein, der Pîr oder Ordenspîr des letzteren wohne zu Qarah-Köl im Khânât Bokhârâ. Derwische beider genannten Orden tragen eine spitze gewirkte, mit Marder-, Wolfs- oder Fuchspelz, oder mit Wollensträhnen verbrämte Kappe. (Durch Handel gelangen diese Kappen übrigens in Besitz auch weltlicher Orientalen, selbst simpler

Die Reisen dieser asiatischen Ordensmänner nach Aegypten hängen grösstentheils mit dem Hadj, der vom Islâm vorgeschriebenen Pilgerfahrt, zusammen. Das Gebot des Hadj treibt ja selbst in Innerafrika den Gläubigen von Haus und Hof, von Weib und Kind hinaus in die weite Welt. Der Hadj bietet nun so rechte Gelegenheit, die Reiselust, den abenteuernden Trieb des Nigritiers zu befriedigen. Während der oftmals Jahre lang dauernden Pilgerfahrten werden allerhand Abstecher und zwar sehr weite und abenteuerliche unternommen. So geht man unterwegs in die grossen Verkehrsplätze, u. A. nach Djenné, Khartûm, Siût, Timbuktû, Kannô, Qeneh, Cairo, Sûâkîm, man besucht berühmte Krieger und Schékhs des Islâm, den Schékh Achmed-el-Bekây, den Sîdi-el-Hâdjî-Absalom, den Abd-el-Qâdir Bey von Mâsqrâ, Hâdjî Omar oder Sîdi Achmedu, man schmarrtzt beim Sultân Bellô oder Schékh Omar-el-Kânemmy, beim Sultân Hosên-el-Fadhl oder Melik Redjib-Adlân, man scharwenzelt um den Taûdrûs, Ubjê oder Râs-Alî, um den Mudîr, in Donqola-el-Djedide oder um den Hakmdâr zu Karthûm herum. Mancher Tekrûri kehrt niemals nach Hause zurück, bleibt vielmehr als Faqîh an irgend einem Fürstenbofe, in einer Gemeinde oder unterwegs bei einer Landsmannschaft zu Obêd, Qalabât oder dergl. hängen, ganz dem Wahlspruche huldigend „ubi bene ibi patria“. Bei Gelegenheit des Hâdj werden übrigens auch Handelsgeschäfte abgemacht. Der Koran (II. Sure) gestattet dies ausdrücklich. Einzelne Pilgrime nehmen gesuchtere Producte ihrer Heimath mit von hinnen z. B. Kôla-Nüsse Zeuge, Lederartikel, Waffen, Felle, Straussfedern, Salz, etwas Elfenbein, gelegentlich Sklaven, und bringen dafür Producte der Fremde, z. B. Papier, Spiegel, Messer, Nadeln, türkisch Garn, gefärbte Seide, rothe Filzmützen, seidene, gemusterte Tücher, amerikanische Leinwand, Kattun, Djibbeh's, Milâjât (oder ägyptische carirte Umschlagetücher), Glasperlen, Goldschmuck, Rohrfedern, feste Tinte, Schreibzeuge, Kaffeetassen, metallene Kannen und Waschbecken, Kupfer- und Messingdraht, europäisches Roheisen, Silberthaler u. s. w. zurück. Der Gesellschaft und namentlich der bedeutenderen Sicherheit wegen thun sich Hâdjî's zu grösseren und kleineren Karawanen zusammen, sowohl für die Hin- als auch für die Heimreise. Unterwegs weiss der einzelte Hâdjî, den in mohammedanischen Ländern schon sein Pilgerthum heiligt, sich überall einzusetzen, gleich jenem Djaalî den Missionair, den Rathgeber, den Prediger, den Arzt, den Commissionair, den Ehekuppler, den Märchenerzähler, den Aufwiegler, den Anführer, den — wie ein Hannoveraner so drastisch sich aus-

nichts weniger als religionseifriger Fellâchin.) Ich besitze einige in Cairo aufgenommene Zeichnungen und Photographien solcher Fanatiker mit ihren von den ägyptischen so sehr abweichenden Gesichtszügen.

drückt — „angenehmen Schwerenöther“ zu spielen. Es zeigt alles dieses eine Beweglichkeit und einen Weltbürgersinn an Körper wie Geist, den wir in Europa selten verstehen und noch seltener anzu-erkennen wissen.

Natürlich dienen alle Reisen, welche der den mohammedanischen Regionen entstammte Afrikaner unternimmt, sei es um der früher charakterisirten Lust zu fröhnen oder um des Hâdj oder gewöhnlicher Handelsspeculationen willen, dazu, beiläufig den wahren Glauben zu verbreiten, wie auch vorhin schon angedeutet worden. Der Moslim handelt ja seiner Vorschrift getreu, wenn er jede sich bietende Gelegenheit benutzt, um Propaganda zu machen. Starrt doch der Koran von directen und indirecten Aufforderungen an die Islamiten die Lehre Mohammed's zu verbreiten wie und wo es nur angehen möchte. Der Moslim vollführt dies mit ungemeiner Schlauheit, unter sehr sorgfältiger Berücksichtigung der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse. Derselbe findet um so willigeres Gehör, als er leichte Toleranz übt, und als seine Satzungen, z. B. die Polygamie, den Ideen und Einrichtungen des wilden Nigritiers sich schon anpassen können. Es steht dieses vorsichtige und dennoch nachdrückliche Verfahren des islamitischen Missionärs nicht selten in beträchtlichem Gegensatz zu dem meist plumperen, zelotischeren Auftreten des christlichen Glaubensboten, der nur zu oft mit der Thür ins Haus fallend, den Nigritier verletzt und gar dessen Widerstand herausfordert. Gerade jene stillen Sendlinge des Islam, jene Gelegenheits-Missionäre sind es, welche der Religion des Propheten schneller und weiter die Wege nach Centralafrika hinein bahnen, als es selbst die Eiferer für Djihâd und die offenkundigen Sklavenjäger mit der brutalen Beweisführung ihrer Ghaswah nur vermögen.

Die nichtmohammedanischen Nigritier unternehmen weite Reisen nur aus Neugier und Speculationssucht. Denn der afrikanische Götzenanbeter zeigt im Allgemeinen kaum den Drang, seine nur selten bestimmter ausgeprägte, oft nur in ganz dunklen Vorstellungen sich haltende Religion auf dem Wege der Ueberredung verbreiten zu wollen*). Es giebt im Gebiete des weissen Nil, in Congo, Loango, Angola, in Moçambique, in den Betchuâna-Ländern weite Entfernungen durchziehende Unternehmer. Von geschichtlichem Werthe ist ja die Wanderung der beiden Pombeiros (eingebornen Handelsleute). Im oberen Nilgebiet und im Hinterlande der Ostküste durchmessen hauptsächlich Wanderschmiede, Händler und Träger von Elfenbein oft genug ungeheure Distanzen.

Auch die Jagd führt einzelne und zu Gesellschaften vereinigte Afrikaner nicht selten weit ab von ihrer Heimath. Namentlich ist es die

*) Er appellirt dann, wenn er dazu Lust verspürt, lieber an das Schwert.

Elephantenjagd, welche neben beabsichtigter Gewinnung des Elfenbeins zugleich auch zu Handelsspeculationen benutzt wird. Ich habe schon früher diese Art Handelszüge ausführlicher charakterisirt und verweise daher auf meine betreffende in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde Neue Folge 1861, Bd. XI, S. 446 ff. abgedruckte Arbeit, ferner auf die Reisewerke von Lejean, Heuglin, Speke und Grant, Baker u. A. Die Führer unternehmen karawanenweise Züge nach Süden in die Niamniam-Gebiete hinein, um Elfenbein zu gewinnen. Einer ihrer Hauptelfenbeincommissionäre erzählte mir, er und seine Landsleute brauchten von Qobeh aus 30 Tage, um in das Land jener Kannibalen zu gelangen. Anfänglich lege man mehrere Tagereisen zu Kameel zurück, dann lade man das Gepäck auf Ochsen und endlich marschire man zu Fuss, weil das Gebiet sehr ungangbar werde. Das Elfenbein müsse zerschnitten werden um transportabel zu sein.

Mancher berberische, abyssinische oder nigritische Jägersmann wandert, auf sein meist primitives, aber durch lange Uebung in seinen Händen zu einer tüchtigen Waffe gewordenes Feuerrohr bauend, weit umher und sucht eine Beschäftigung, welche ihn direct nährt. In dieser Hinsicht sind mir gewisse libysche Beduinen, Abú-Róf, Baqâra, Kababisch, Schukurieh, Homrân und andere nubische Nomaden, namentlich aber gewisse abyssinische den westlichen Kolla-Gebieten angehörende Jäger von ganz besonderem Interesse gewesen.

In vielen Theilen Afrika's giebt es eine Art öffentlicher Sänger, eine Art Barden. Am Senegal werden sie mit dem Namen „Griots“ bezeichnet. Es giebt hier männliche und weibliche Personen dieses Handwerkes. Alle Griots gelten als liederliche, dem Trunk und der Völlerei ergebene Leute. Sie besingen die Thaten und Erlebnisse ihrer Mitmenschen und machen eine rohe Musik zu den lasciven Tänzen, welche die Nigritier Senegambiens mit wüster Leidenschaft ausführen. Eine gesuchte aber doch verachtete Klasse darstellend, werden ihre Todten nicht in der Erde begraben, sondern es wird die Leiche in einen hohlen Baum, gewöhnlich in einen Baobab, gelegt. In Solimâneh bemerkte Gordon Laing ähnliche Griots, die für Miethe sangen. Der Reisende vergleicht dieselben mit den Barden der Gálâ*). Ganz Abyssinien starrt übrigens von solchen Leuten. Am Hofe des schlaun Sabela-Selasjé von Schoa spielten die Narren und zur Geige singenden Erzähler eine ebenso grosse Rolle, als bei Abdel-Kerim, dem biederem Nâyb der Samhára. Professionelle Musikanten finden sich auch unter den Niamniam, den Bálonda u. s. w. Der Ghâzi oder musizirende Kuppler, welcher die Ghâzieh oder öffentliche Tänzerin Aegyptens begleitet, sowie eine ganz ähnliche in Tripolitanien, Tunesien und in anderen Gebieten des Maghreb

*) Voyage p. 348.

operirende Sippe erinnert durchaus an jene Griots. Auch die hier genannten Arten von Musikern und Tänzern unternehmen zum Vortheile ihres Gewerbes oft sehr weite Reisen. Ghawâzî wandern z. B. von Esné in Aegypten nach Kordúfân und Sennâr, ja man erzählt von Kunstreisen solcher Geschöpfe sammt Zuhältern bis nach Dâr-Fûr und Wâdây hinein. Nubische auf der Rebâbeh oder Guitarre geübte Musikanten gehen bis nach der rosigen Adrineh und nach dem heiligen Istambûl, um hier an der hohen Urdú-Qaptû, an den Thüren der Läden zu Pera oder an den Gittern von Dolma-Bakhtsche einige Pârah zu erwerben.

Der Afrikaner holt sich seine Weiber oft von weit her. Es giebt verliebte Männer, welche gleich den minnebedürftigen Rittern der Kreuzzugsperiode keine Entfernung, keine Mühe noch Gefahr scheuen, um ein Mädchen zu erfreuen, von dessen Anmuth sie vielleicht erst aus dem zehnten Munde gehört haben. Es ist dies um so leichter in Ländern zu vollführen, in denen man es mit Harîm und Verschleierung wenig genau hält, in denen also eine Brautschau männiglich offen steht. Solche Hochzeitfahrten in die weite Ferne haben eine gewisse Romantik, der Weg ist ein ungewöhnlicher, dies freilich nicht im Sinne unserer Heirathssucherei in öffentlichen Blättern. Freilich feilscht und hökert auch der fahrende afrikanische Liebhaber schliesslich um den Gegenstand seiner ihn über Länder und Ströme treibenden Neigung, allein er besteht behufs Erringung seines Zieles doch unterwegs auch Mühen, Entbehrungen, selbst Gefahren. Er kreuzt sein Schwert mit demjenigen räuberischen Gesindels, mit dem seiner Nebenbuhler und allzu habgieriger Verwandten. Es wird ihm saurer gemacht als bei uns, wo der „feine junge Mann von angenehmem Aeusseren und mit besten Referenzen versehen“ höchstens einige Strassen weit pilgert, um Anträge heirathslustiger Damen einzuheimsen.

Der Habîr, Kebîr-el-Qafleh, Râs, Schêkh-el-Hamla, Râs-el-Djel-lâba oder Kerwân-Bâsch, Karawanenführer und Oberster, selbst der wandernde Krämer und der für Dienstreisen bestimmte Beamte (sic) haben manchmal in dieser oder jener Stadt eine Frau sitzen, die sie alle Jubeljahre mit ihrem Besuche erfreuen. Barth und Andere, auch wir, haben in dieser Beziehung Wunderdinge erlebt und erzählen hören. El-Hâdjî-Bakhit-Abragân-n'-Tiderit von den Tûâriq-Kêl-Ulî gestand Herrn von Herford und mir im Vertrauen, er habe zwei Weiber zu Artân, eine in Taqânet, eine zu Timbuktu und eine zu Gêgho*). Er sehe eine jede fast alljährlich einmal, wenn's nur irgend angehe.

*) Gêgho wohl Barth's Gogo. Der Mann war weniger ältlich als in harter Lebensaufgabe verbraucht und quälte mich, den Hakîm, um Aphro-

Der Karawanenhandel hat in Afrika seit Alters grossartige Ausdehnung gehabt. Werfen wir zunächst unsere Blicke auf die schon lange blühenden Gebiete Nordafrika's, welche durch das ungeheuerere Wüstenterrain der Sahara von den üppig fruchtbaren Ländern Súdân's getrennt werden. Es geht aber nicht allein aus den Denkmälern, sondern auch aus den Nachrichten der Klassiker hervor, dass schon im grauen Alterthume ein ungemein reger Karawanenverkehr gerade in den eben bezeichneten Territorien stattgehabt haben müsse, ein Verkehr, auf dessen Wegen es möglich wurde, Erzeugnisse des afrikanischen Innern den Aegyptern, Phöniziern, Karthagern, Griechen u. s. w. zuzuführen. Durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit ging dieser Handel in einer im Allgemeinen blühenden, nur zeitweise durch elementare, sociale und politische Einflüsse gestörten Weise fort. Manche an gangbaren Karawanenstrassen haftende Tradition deutet auf das hohe Alter ihrer Benutzung hin. Von einigen dieser Strassen weiss man ganz genau, dass sie schon in Vorzeiten ganz gewöhnlich begangen worden seien. Es lehrt dies nämlich eine einfache Vergleichung der damaligen und jetzigen Stationsnamen. Einzelne der bereits früher benutzten Strassen sind freilich im Laufe der Zeiten wieder eingegangen, sie sind verlassen worden. Bald waren zunehmende Unsicherheit, bald eine durch mancherlei Vorfälle, durch mancherlei commercielle Conjunctionen und Speculationen bedingte Veränderung der Handelswege, oder auch Naturereignisse (z. B. Flugsand, Zuschüttung, Erschöpfung der Brunnen, Bergstürze u. s. w.) Schuld an der Verödung solcher Verkehrswege. Das Schauspiel einer leicht eintretenden, wenn selbst nur zeitweiligen Sperrung oder einer gänzlichen Veränderung der letzteren dauert noch in unseren Tagen fort*). Die durch die Karawanen angeregten und geleiteten Handelsbewegungen machten

disiaca. Ich bedauerte, ihm nicht helfen zu können, brachte ihn aber doch bei der Gelegenheit dahin, seine ehelichen Verhältnisse offen darzulegen. Es möchte dies fast an den alten, noch von Barth erwähnten (mündlich und auch Bd. II seiner Reise S. 208) Hatíta erinnern.

*) Beispiele aus neuerer Zeit: Dem Vicekönige Sâid-Bâsehâ von Aegypten gefiel es im Winter 1858—59, einiger zwischen seiner Regierung und den Abâbdeh ausgebrochener Misshelligkeiten wegen, die von Qorosqô nach Abû-Hammed führende Wüstenstrasse zu sperren und den von Dabbeh durch die Bejûdah-Steppe nach Khartûm führenden Weg als den für grössere Waarentransporte und Regierungsdemeschen allein erlaubten zu bezeichnen. (Hartmann, Reise S. 240). Die früher sehr gangbaren Wege durch die Bejûdah-Steppe von Ambuqôl über Bîr-el-Bejûdah auf die sogenannte VI. Katarakte zu, oder von Abû-Dôm nach Omm-Durmân oder durch die Gilif-Steppe über Bîr-el-Gaqadûl waren 1859—60 so gut wie verlassen. Wie ich höre, giebt man auch jetzt dem westlichen Wege von Dabbeh über Bîr-el-Hegelig, Bîr-el-Qomr und El-Gebrah nach Omm-Durmân aus Nützlichkeitsgründen (s. a. a. O. S. 240) den Vorzug u. s. w.

sich für zum Theil sehr bedeutende Dimensionen geltend. So vertreibt man jetzt an manchen Emporien des Innern und der Küsten wie z. B. Djennê, Sansândi, Sêqô, Kannô, Kúka, Qobeh, Soknâ, El-Obêd, Khartûm, Fádâqi, Wochni, Adûwa, Hurur, Aôsâ, Zéla, Tadjurra u. s. w. recht beträchtliche Waarenmengen. Man erhält an solchen Orten Dinge, von deren Existenz in Centralafrika keiner unserer Speculanten sich träumen lässt, auch manches treffliche Erzeugniss einheimischer Arbeit, welches, in gehöriger Weise auf den Weltmarkt gebracht, Glück haben würde.

In den südlich von der Sahara sich ausdehnenden Ländern wird ebenfalls das Bild eines bewegten Karawanenhandels beobachtet. Hier ist zwar nicht jene so eigenthümliche, so scharf charakterisirte Verkehrsweise mit Kameelen und ihren Wasservorräthen. Hier ist nicht so sehr der Kampf mit Sandtromben, Khamsin- und Samûm-Winden, mit Durst und Weidemangel ersichtlich, wie nördlicher im ganzen durch die Wüste eingenommenen Gebiete. Auch in diesen mehr ein wechselvolles landschaftliches Bild — Wälder, Steppen, Prairien, abwechselnd mit Wüsten, Hügelländern, Gebirgen, Hochpässen u. s. w. darbietenden Erdstrecken bewegt sich der Karawanenhandel lebhaft einher. Da sehen wir lange Züge schwer beladener Rinder, Koppeln gepackter Pferde, auch Maulthiere, unendliche Wagenkolonnen oder ausgedehnte Linien von menschlichen Packträgern weite Ländereien durchwandern. Hier geleiten zerlumpte ägyptische Kriegsknechte oder von ihrem Rindenzeuge malerisch umhüllte Wányôro die mit Provisionen, Munition und Handelsartikeln beladenen Zebu's unter dem verschlungenen Luftwurzelnwerk der banianenähnlichen Feigenbäume, den üppigen Festons der kantigstengligen *Saelanthus* dahin, dort treiben Abyssinier ihre mit Getreide gepackten Pferde oder Pferdebastarde die steilen, üppig begrasten Felsgelände auf und nieder. Ueber mit Fettpflanzen, Aasblumen und cactusähnlichen Euphorbien bestandene steinige Flächen, rollt der schwere, von einem Dutzend und mehr Ochsen gezogene Wagen des Boer; zu Hunderten im Indianerschritt einer dem andern folgend, winden sich die Träger von Elfenbein u. dergl. durch das hohe Savannengras. Auch in diesen Theilen Afrika's giebt es schon manche alte Strasse. Veränderungen sind hier nicht ausgeblieben. So wurde neulich von A. Bastian (dagethan*), dass sich der noch zur Zeit portugiesischen Einflusses in Congo und noch späterhin geltend machende Hauptvertrieb des Elfenbeins aus dem Innern nach der Westküste aus unbekanntem Gründen mehr nach der Ostküste gewandt habe. Manche neue Strassen öffneten sich auch hier, u. A. seit Aufblühen der Aschânti und Dahomê, des Palmölhandels in Guinea, seit Constituirung der

*) Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vom 2. Nov. 1872.

Republiken Transvaal und Oranje-Frijstaat, seit Festsetzung der Engländer in Natal, seit Aufarbeitung der Gold- und Diamantfelder, seit Erschliessung der Hereró- und Owambó-Gebiete u. s. w. Gold, Elfenbein, Straussfedern, Marabufedern, Kupfer, Zibeth, Tamarinde, Gummi, Indigo, Ebenholz, vor allem aber Sklaven sind (zum Theil seit Alters) etwa die Hauptgegenstände, welche durch den Karawanenhandel zur Ausfuhr gelangten. Ueber viele diese Artikel ist bereits an einem anderen Orte berichtet worden. Man ist nun, namentlich von abolitionistischer Seite, noch neuerlich geneigt gewesen, den Fluch des Sklavenhandels den Europäern allein aufbürden zu wollen. Sklaverei, Sklavenraub und Sklavenhandel sind aber in Afrika so alt „als die Welt steht“. Schon öfter wurde darauf hingewiesen, dass die alten Aegypter bei ihren Kriegszügen gen Kusch Leute einfingen und heimbrachten; so zählt eine bekannte Stele von Semneh 740 gefangene Berâbra auf u. s. w. In ihren häufigen Kriegen gegen Asien fanden die Retu oder alten Aegypter häufige Gelegenheit, Sklaven zu erwerben. Nach der durch Birch übersetzten statistischen Tafel (Karnak) bemächtigte sich Taudmes III. (1625—1577 v. Chr.) in einem Feldzuge gegen Makta, Megiddo, einer Zahl von 1796 männlichen und weiblichen Sklaven, die Kinder nicht gerechnet*) u. s. w. Der Frohnzwang für die Juden ähnelte einer schweren Sklaverei. Im ägyptischen Alterthume liess sich das Sklaventhum überhaupt nicht leicht von der durch eine despotische Regierung angeordneten Verfügbarkeit über das Individuum der Unterthanenschaft trennen. Dieser Zustand dauert nun bekanntlich, wenn auch für Perioden im gemildertem Grade, bis in die Neuzeit hinein fort.

In Folge einer rohen Sitte alter Zeiten wurden die nach Aegypten geführten Kriegsgefangenen für den königlichen Dienst, zur Bauarbeit, zum Kanal- und Deichbau, zur Bestellung der Gärten und Aecker, zur Viehwartung u. s. w. benutzt. Weibliche Sklaven fanden ihre Stellen in den Familien. Viele ägyptische Malereien führen uns asiatische und nigrische Sklaven vor: eine Darstellung zu Theben lässt uns Nigritier mit mächtigen Haarperücken und schwanzbesetzten Fellschurzen der Männer, die phantastischen (noch jetzt üblichen) Haarschöpfe der Kinder und die schlappen Brüste und Tragkörbe mehrgebärender Weiber erkennen. Diese ganze ungemein charakteristische Darstellung deutet nach Hoch-Sennâr, namentlich in Bezug auf die Gesichtszüge der abgebildeten Persönlichkeiten. Aehnliche Aufzüge sieht man noch auf anderen Denkmälern. Wir wissen aus der Bibel und aus ägyptischen Documenten sehr genau, dass der Sklavenhandel etwas ganz Gewöhnliches im alten Morgenlande gewesen sei. Die Entdecker im 15., 16. und 17. Jahr-

*) Brugsch, Histoire d'Egypte p. 99.

hunderts fanden den Sklavenfang und Sklavenhandel durchaus verbreitet an allen von ihnen berührten Küstenländern Afrika's, und ihrem Vernehmen nach blühten diese Einrichtungen damals auch schon im Innern des Continentes.

Die Römer haben grosse Massen von Berbern und Nigritiern als Sklaven verwendet, namentlich zur Kaiserzeit. Viele Schwarze gelangten auch als Wärter der für die Kampfspiele bestimmten wilden Thiere nach Rom. Es existiren bildliche Darstellungen von Nigritiern aus der Römerzeit, welche das Sklaventhum schwarzer Menschen in Rom bestätigen. Später unter mohammedanischen Einflüssen ward die Sklaverei in Aegypten mit besonderem Eifer gepflegt. Der Koran und die Sunnát rechtfertigten die Sklaverei in Bezug auf diejenigen Nichtmohammedaner, welche den Gläubigen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten und von ihnen keinen Pardon annehmen wollen. Jene Mamlúken, welche Jahrhunderte lang über Aegypten geboten, seit den aus Kharesm stammenden Mamlúken Melik-el-Sáleh's bis zu denen Múrd-Bey's und den auf Cairo's Burg niedergemetzelten Widersachern des grossen Mohammed-Ali-Bascha waren ja Kriegsgefangene, Sklaven. Während des griechischen Freiheitskampfes wurden von der vereinigten türkisch-ägyptischen gegen Scio, Morea u. s. w. losgelassenen Soldateska eine Unzahl weisser Sklaven geraubt und u. A. auch nach Aegypten gebracht. Hierzu kamen durch viele Jahrhunderte und Jahrzehnte unserer Epoche die massenhaft betriebenen Einfuhren von cirkassischen Sklaven beiderlei Geschlechts, namentlich freilich des weiblichen. Diese Einfuhr will freilich nichts sagen gegenüber den ungeheuren Zahlen der nach den türkischen Ländern eingeführten berberischen und nigritischen Sklaven aus Afrika. Hunderte und aber Hunderte dieser Leute, namentlich Nigritier, haben als Eunuchen in den Harim's der Reichen des Maghreb und Aegyptens ein klägliches Halbleben gefristet, haben die Laubengänge der Moscheen, die Hofräume der vornehmen Leute gereinigt, gegen Napoleon I, Desaix und Menou gefochten, auch später noch gegen die Anhänger Sâuds und des Pádischâ Machmúd-Khân, ebenso wie gegen die Truppen seines Nachfolgers Abd-el-Medjid-Khân, gegen des schrecklichen Mosqob-Imperator Garden, gegen Sultán Nasr von Teqelí, Schêkh-el-Nimr und gegen viele andere Schiúkh-Asín, Rebellenhäuptlinge, ihr Blut vergossen.

Wenngleich der Sklavenhandel in Ost-Afrika auch schon früher, zu den Zeiten des Pater Krump und des Arztes Poncet (Ende des 17. Jahrhunderts) in Blüthe gestanden, so erreichte derselbe doch noch weitere Verbreitung unter Mohammed-Ali's Regierung. Dieser kühne Gründer, Mehrer und Reformator des Reiches hatte zu seinen unaufhörlichen Kriegen viele Soldaten nöthig. Seine zwangs-

weise massenhaft zusammengetriebenen Fellächin, obwohl tapfer im Gefecht, aber dem südanischem Clima nicht hinlänglich gewachsen, reichten nicht aus, um nach allen Richtungen hin mit Aussicht auf Erfolg militärisch operiren zu können. Mohammed-Ali liess deshalb viele Schwarze miethen, kaufen und einfangen, um mit ihnen seine durch die Siege von Homs, Bêlân und Nisib gelichteten Cadres ausfüllen zu können. J. Pallme, Russegger, B. Brehm, P. Trémaux, Lejean, v. Heuglin, Schweinfurth u. A. haben mit beredten Worten die Gräuel der zur Sklavensjagd dienenden Einfälle in das Innere von Nordostafrika geschildert. Ich für mein Theil bin in dieser Hinsicht, wie oben erwähnt, nicht zurückgeblieben und habe mich sogar nicht gescheut, Namen zu nennen. Freilich hat es mir den bis zum Hochkomischen gesteigerten Hass des Gesindels und seiner Anhänger zugezogen, indess was thut es mir? Ueber den Sklavenraub und den Sklavenhandel in Central- und Westafrika berichteten neuerdings Lyon, Barth, Vogel u. A. Die Raubzüge der bornuesischen Truppen und der Beduinen Wêlâd-Solimân gegen Musqû u. s. w. haben eine Art geschichtlicher Berühmtheit erlangt.

Am grossartigsten ward der Sklavenhandel an der Ost- und Westküste betrieben. Dank den Bemühungen der Engländer, Dank der Unterdrückung der Sklaveneinfuhr in sehr vielen Ländern der westlichen Hemisphäre, ist jener schreckliche Erwerb für Guinea jetzt ein beschränkter geworden. Dafür geht es an der Ostküste in den Besitzungen des Sultân von Omân (gemeinhin Imâm von Maskat genannt) jetzt um so toller her. Moçambique war eines der grössten Sklaven-Emporien des Festlandes. In Südafrika üben nicht nur viele Stämme unter sich Sklaverei aus, sondern selbst die holländischen Colonisten im Kapgebiet waren eifrige Sklavenjäger und Sklavenhalter.

Die oben geschilderte Reiselust, ja man könnte sagen, Reiselust vieler Afrikaner und der Hâdj lehren dieselben die Sitten und Gebräuche anderer Völker kennen. Da kann es wohl nicht ausbleiben, dass neugewonnene Anschauungen und Eindrücke daheim zur Geltung gebracht werden. So z. B. sieht ein Pullo von Sêgô während seiner Pilgerfahrt Algier, Tunis, Cairo, Suez, wohl gar Alexandrien, vielleicht Siût, Qeneh, Qosér, sicherlich Djidda. Der Mann nimmt ein geordneteres Staatsleben wahr, erhält ein Bild höherer Kultur, als er bisher zu beobachten gewohnt gewesen. Städte mit grossen, zum Theil prächtigen Gebäuden, ein lebhaftes Volksgewühl, ein reich sich entfaltender Verkehr und Handel, gleichmässig bekleidete, gedrillte Soldaten, grosse Seeschiffe, Bücher mit Bildern, tausenderlei sonstige Erscheinungen und Bedürfnisse civilisirten Lebens treten dem Tekrûri vor Augen. Im „edlen“, Cairo, dieser Stätte morgenländischer Bildung, findet unser Mann noch Vieles, was sein

in einfältiger islamitischer Gläubigkeit gereiftes Gemüthsleben anheimelt. Die grossen herrlich gebauten Moscheen, die Mausoleen der Khalifen und Mamlüken-Herrscher, die von morgenländischer Waare in schönster Auswahl prangenden Bazare, die ehrwürdige faltenreiche Tracht der gläubigen Schiúkh, die bunten Hohlzeitszüge und die mit rituellem Pomp vollzogenen Begräbnisse, das sind z. B. Dinge, welche der Wanderer aus dem fernen Westen zwar anstaunt, die ihm aber noch im Sinne des vom Gesandten Gottes erlassenen Gesetzes erscheinen. Dagegen bemerkt der Strenggläubige, selbst der Fanatiker, wie ihrer denn auch viele unter den Tekârine einherwandeln, wiederum eine gewisse Lauheit in der Befolgung der religiösen, vom Islam gebotenen Vorschriften, er nimmt mit unmuthiger Verwunderung eine liberalere Anschauung in divinis sowohl bei den gebietenden Türken, als auch bei den gehorchenden Fellachîn wahr. Dann aber der Franke, der Christ, der Ungläubige, der Unreine, von welchem er nur aus der Ferne ein Unbestimmtes vernommen, was spielt der für eine Rolle, wie greifen seine politische Macht, seine geistige Ueberlegenheit so tief in alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse der civilisirteren in unablässiger Berührung mit dem Abendlande stehenden Länder ein! Die Wahrheit jener türkischen Redensart „*Frenkler dunyâdeh ghâlib sinjiz*“, d. h. „Ihr Franken seid Eroberer der Welt“ wird unserem Pilgrim täglich klarer, so sehr sich auch anfänglich sein eingeborner moslimitischer Hochmuth, sein gläubiger Abscheu vor Annerkennung jenes Satzes sträuben mag. Einzelne kluge Köpfe lernen auch das vom gebildeteren Abendlande Gebotene würdigen und hochachten. Der Abstand zwischen ihrer niedrigen Kulturstufe und dem hohen Bildungsgrade Europa's wird solchen Begabteren einleuchtend. Natürlich giebt es auch unter ihnen beschränktere Menschen, welche nichts zu empfinden, nichts in sich aufzunehmen vermögen. Voll von Eindrücken und nachsinnend über das ungeheure Empfangene kehrt mancher Tekrûf zurück. In den Ländern des mohammedanischen Súdân ist man nun nicht bornirt genug, dem vielgereisten Heimgekehrten jenes tragische Schicksal zu bereiten, was einen edlen, als Gesandten seines Volkes nach Washington gewanderten Assiniboin-Indianer Namens Wei-djun-djo traf. Zum heimischen Wigwam als halber europäischer Stutzer sich zurückwendend, überraschte und erschreckte er die einfältigen Kinder der Prairien durch seine Erzählungen von dem durch ihn in der grossen Welt Wahrgenommenen. Seiner Medizin, d. h. seinen scheinbar übernatürlichen Kenntnissen und Gebahren misstrauend, verhängte sein Stamm die Acht über ihn und er fiel unter der Kugel eines mit seiner Ermordung beauftragten Kriegers. Im Súdân vielmehr wird Alles mit voller Andacht den Mittheilungen des Hâdji lauschen. Viele werden das Gehörte in ihrem Geiste durcharbeiten

und sich zu vorurtheilsfreieren Ideen bekehren. Alle im Innern des moslimitischen Afrika Gereisten werden einzelne Bewohner wahrgenommen haben, die europäische Bildung aus eigener Anschauung kannten und schätzten, auch Andere, die davon gehört und für welche das Vernommene nicht verloren gegangen war. Solchen aufgeklärteren, gelehrteren Männern haben gewisse Reisende, wie Caillié, Lyon, Richardson, Barth, Overweg, Vogel, von Beurmann, Duveyrier, Rohlf's u. s. w. so manche Förderung, zum Theil sogar ihre Lebensrettung zu verdanken gehabt. Ich selbst habe nicht wenige Hádji's angetroffen, welche mit einer wahren Fülle von geläuterten Ideen über civilisirteres Leben sich auf die Heimfahrt machten und laut den festen Vorsatz kund gaben, die noch im Schoosse ihrer Nation herrschenden Vorurtheile und Abneigungen gegen uns zu bekämpfen. Mich über ihre Heimath in ungezwungenster Weise zu belehren, schien solchen Männern eine wahre Herzensfreude zu sein. Es darf uns nun keineswegs wundern, dass auch mancher Hádji, nachdem er die Vortheile civilisirteren Lebens kennen gelernt, mit um so grösserer Abneigung gegen dasselbe zurückkehrt. Unter diesen Leuten giebt es vaterlandsliebende Männer, ängstliche Naturen, welche die Ihrigen nicht für reif genug halten, grössere Bildung in sich aufnehmen und mit richtigem Verständniss sich zu eigen machen zu können. Solche Leute fürchten die Auswüchse der „Schughl-betaal-Frendj der fränkischen Sache“ (Angelegenheit des fränk. Einflusses), erwarten aber keinen Segen davon. Freilich sehen sie ja auch genug Auswüchse. Auch ihrem doch wenig geübten Blicke konnte es nicht entgehen, dass unter den in den türkischen Besitzungen in Afrika Verkehrenden, besonders den Franken, gar entsetzliche Lumpe mit ihrer sie gewissermassen hochstellenden Nativität sich spreizten. Besonders aber in Karthûm konnten jene die abscheuliche Verkommenheit einer hauptsächlich in Trunksucht, in geschlechtlicher Verviehung und in gemeiner Grausamkeit excellirenden Gesellschaft wahrnehmen. Mancher Hádji der genannten Art möchte seinem rohen gläubigen Volke die Einfalt seines Wesens erhalten wissen. Aber auch rein politische Gründe bestimmen diesen oder jenen Pilger, den Einfluss einer höheren Kultur auf sein eignes Land als einen zur Förderung sich nicht empfehlenden, ja als gradezu gefährlichen zu betrachten. Ist er doch gewohnt, als den Träger jener Kultur zunächst die Türken zu betrachten, deren Pádischah seiner Ueberzeugung nach die europäischen Mächte Vasallendienste leisten müssen. Gilt ihm nun auch der Grossherr als oberster Herrscher über die Gläubigen, so zeigt er doch wenig Pietät vor den Bâschâ's, Bey's und deren Kriegslenten. „Wo der Türk den Fuss hinsetzt, verdorrt das Gras“, „Araberblut kocht nicht mit Türkenblut zusammen“, das z. B. sind so landläufige Redensarten,

welche die Abneigung der Eingeborenen gegen die stolzen und tyrannischen Asiaten kennzeichnen. Die Unterwerfung Kordûfân's, Sennâr's, Tâqâ's und Teqeli's unter türkisches Joch, die Besitzergreifung von Murzuk, das Eindringen in die Gebiete des weissen Niles, mancherlei thatsächlich vollführte und manche in Betracht gezogene, zum Theil sogar ausgeführte Anschläge gegen Abyssinien *) und andere afrikanische Länder, die tief nach Nigritien hinein gelangte Kenntniss von so mancher erfolgreichen Ghaswah der Türken gegen wehrlose Districte sind für die Afrikaner warnende Begebenheiten geworden. Letztere selbst und deren mögliche Consequenzen machen Staaten wie Dâr-Fûr, Wâdây, Bornû u. s. w., in denen doch ein gewisses Vaterlands- und Nationalitätsgefühl unverkennbar herrscht, für ihre Selbstständigkeit zittern.

Wenn also auch einerseits aus den Pilgerfahrten jener Tekârine eine für allmähliche Verbreitung civilisatorischer Bestrebungen nach Innerafrika günstige Bewegung erwächst, so dienen dieselben auch andererseits wieder dazu, dem Kulturfortschritte der afrikanischen Menschheit manche Hindernisse, manchen Aufenthalt zu bereiten. Es berühren sich hierbei jene Gegensätze der Anschauungen, welche die immer noch unklare Denkungsweise und mangelhafte Vorhersicht unter vielen selbst einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit und grosses Streben nach höherer Bildung besitzenden mohammedanischen Afrikanern, Berbern sowohl wie Nigritiern, charakterisiren.

Die hauptsächlichste Triebfeder für die in Afrika seit Menschengedenken stattgehabten und noch gegenwärtig stattfindenden Völkerbewegungen war und ist der Krieg. Wohl die grosse Mehrzahl jener vielen ursächlichen Momente, welche die Geschichte der Menschheit uns hinsichtlich der Entstehungsweise von Kriegen überhaupt hat kennen lehren, lassen sich auch in einer Geschichte selbst nur der bekannter gewordenen afrikanischen Kriegsbegebenheiten wiederfinden. Andere Momente hatten freilich ihren Grund in den specifisch afrikanischen Verhältnissen selbst. Manche der auf diesem Festlande ausgefochtenen Kämpfe entspannen sich aus religiöser Begeisterung und Bekehrungssucht, aus Handelsinteresse, namentlich zum Zweck und wegen des Sklavenhandels, wegen der Sklavenjagd, ferner aus Streitigkeiten um Jagd- und Weidegründe, um Viehbesitz und Weibererwerb, aus reiner Ruhmes- und Abenteuersucht, aus Lust an Menschenopfern und Menschenfrass, endlich in Folge von Völkerwanderungen. Letzteren dienten aber wieder viele der oben genannten Beweggründe, öfter freilich noch politischer Druck und Mangel an Unterhaltsmitteln, zur näheren Veranlassung. Alle eben erwähn-

*) z. B. Eliâs-Bey's und Munzinger's Züge nach Bôgos-Land.

ten Entstehungsweisen afrikanischer Kriege greifen aber wieder vielfach in einander.

Das Gesetz des Djihâd, „für die Religion die Angreifer zu tödten“*), spornte die Mohammedaner dazu an, die nigritischen Heiden öfters mit Krieg zu überziehen. Religiöser Eifer war zwar in der That eine mächtige Triebfeder zu solchen Unternehmungen, und mancher im heiligen Feuer erglühende Ascet des wahren Glaubens hat den Säbel geschwungen, um Allah allein die Ehre auch unter afrikanischen Heiden geben zu lehren. Freilich steckte hinter sehr vielen angeblich zu rein religiösem Zweck angefachten Kriegsunternehmungen nur der gemeine Egoismus des frechen Räubers, des gierigen und eifersüchtigen Speculanten, des berechnenden Krämers. Das Plündern, das Erbeuten von Gegenständen, von Vieh und Menschen haben für so manche angebliche Befolgung des Djihâd als eigentliche ursächliche Elemente gedient. Die Sucht nach Handelserwerb, vor Allem die Sucht nach Gold, Sklaven, Elfenbein, diesen begehrtesten und kostbarsten Artikeln des Afrika bewegenden commerziellen Getriebes, erschütterte schon seit der ältesten Pharaonenzeit die Gauen in Nord und Süd und färbte Wüsten wie Steppen, Wald wie Berg, Thal wie Ebene mit Strömen von Blut. Um den Besitz von Weide- und Jagdgebieten gab es von je her manche Fehde. Wie oft schlagen sich z. B. in nigritische Gebiete hineindringende berberische und Bedjah-Beduinen mit den schwarzen Landesbewohnern um einige Grasplätze. Wie häufig gerathen sich solche Beduinen selbst wegen Weidestreitigkeiten in die Haare. Sein Jagdgebiet lässt sich ein dem Gethiere der Wildniss eifrig nachstellender Stamm nicht leicht ungestraft schmälern. Wie mancher auf Jagd ausgegangene Beduinentrupp ist nicht schon mit einem anderen, wie manche nigritische Jagdpartie ist nicht schon mit Jenen oder mit Ihresgleichen handgemein geworden, sobald man sich gegenseitig ins Gehege gekommen war. Der Viehraub führte die maghrebener Nomaden, die Nigritier im Gebiete des weissen Niles, die Kaffern, Hottentotten, Buschmänner, die weissen Ansiedler u. s. w. unzählige Male, die Waffen in der Hand, gegen einander. Geschlechtliche Liebe hat in Afrika schon häufig das Schwert in der Scheide locker gemacht und eine Entscheidung auf leichenbedeckter Wahlstatt herbeigeführt. Mancher wildkräftige Häuptling oder Kriegs-

*) In der zweiten Sure des Koran heisst es: „Tödtet für den Weg Gottes Die, so Euch tödten wollen, jedoch beginnt Ihr nicht die Feindseligkeit, denn Gott liebt nicht die Sünder. Tödtet sie, wo Ihr sie auch trifft, vertreibt sie, von wo sie Euch vertrieben, denn die Versuchung ist schlimmer als Todtschlag u. s. w.“ Die Sunneh-Gesetze haben diese an sich nicht so blutige Aufforderung, den Feind zwar zu vernichten, aber doch nur dann, wenn er angreift, noch etwas verschärft. Fanatismus und Eigennutz haben die Vorschrift des Djihâd wohl auszubeuten verstanden.

mann hat, um seiner Ruhmsucht zu fröhnen, um einem Hange nach ungebundenem Feld- und Lagerleben nachgehen zu können, in das Kriegshorn stossen oder die Kriegspanke schlagen lassen. Die Bewohner von Dahomey führen Krieg, um Material zur Ausübung ihrer „grossen Sitte“, d. h. zur rituellen Abschächtung von menschlichen Opfern, zu gewinnen, Fân, Anzicos, Monbuttu dagegen thun dergleichen, um ihre rohen Gastmähler durch frisches Menschenfleisch in ihrem Sinne verschönern zu können.

Auch Hunger und Kummer haben, wie schon flüchtig bemerkt, das Ihrige gethan, um auf afrikanischem Boden Kriege zu erregen. Regenmangel und darauf folgender Missertrag, Stürme, Heuschreckenschwärme u. s. w. veranlassten manche Stämme dazu, reichere Gebiete aufzusuchen und deren Vorräthe mit gewaffneter Hand zu erstreben.

Der menschliche Organismus bedarf des Chlornatrium zu seinem Wohlergehen. In Afrika sucht man tausend Wege auf, um sich dies mächtige Reizmittel zu verschaffen. Man gewinnt Salz aus Teichen, Salzefflorescenzen aus dem Boden, man hebt Steinsalz in Blöcken, man laugt salzhaltige Erden und salzhaltige Pflanzenaschen aus, man begnügt sich, wenn nichts Besseres vorhanden, sogar mit Harn. Salzangel erzeugt mancherlei Ernährungskrankheiten. Salzlager sichern in Afrika den dieselben umwohnenden und dieselben hauptsächlich ausbeutenden Stämmen eine gewisse handelspolitische Obmacht. Andere Stämme müssen von jenen das Salz erkaufen. Die Inhaber der Salzlager drücken die Preise beliebig in die Höhe, und nicht seltene Male hat man bei Streitigkeiten um den Cours des auch als niedere Münze geltenden Blocksalzes einen Appell an die Waffen gerichtet. Wie viel Blut ist nicht schon in der Nachbarschaft des Bacher-Assal und der Minen von Tüodennî geflossen.

Afrika ist seit jeher von bedeutenderen Völkerzügen heimgesucht worden. Nicht wenige derselben haben erschütternde Begebenheiten im Gefolge gehabt, haben einen bestimmenden Einfluss auf die Staaten- und Hordengestaltung für Jahrzehnte, ja Jahrhunderte geltend gemacht, haben auf lange Zeiten tiefe Spuren hinterlassen. Die ursächlichen Momente zu solchen Zügen, welche sich zu vollständigen Völkerwanderungen gestaltet haben, fallen grossentheils mit denjenigen, schon früher erwähnten der stattgefundenen und noch stattfindenden Kriege zusammen. Viele dieser Kriege sind eben eine Folge von Völkerzügen gewesen. Die Einfälle z. B. der Hyksos nach Aegypten, der Mantatî in das Be-Chuâna-Gebiet, der Beduinen Ulêd-Solimân nach Bornû, der Beduinen des Schêkh Omar-el-Misrî nach Dâr-Für, sind wohl Folgen äusserer Anstösse, äusserer Bedrängnisse gewesen. Solche Bedrängnisse sind jenen Hyksos, jenen Mantatî wieder durch andere dieselben bekriegende Stämme

zugefügt worden. Ruhmdurst und Rachgier trieben den Perserkönig Kambyzes nach Aegypten. Die Einbrüche der Araber geschahen zunächst aus religiösem Fanatismus, daneben machten freilich Ländergier und der Wunsch, neue Heimathen zu erwerben, ihre Rechte geltend. Die Sucht nach Gold und nach Sklavenerwerb veranlasste die später sich zu wahren Völkerzügen gestaltenden Unternehmungen Mohammed-Ali's gegen Nubien, Sennâr, Fazoqlo u. s. w. Gold- und Diamantensucherei veranlasst gegenwärtig die verhängnisreichen Bewegungen in den südwestlichen Küstengebieten. Eroberungslust spornte die Djagga und Ama-Zulu zu ihren verheerenden Märschen an. Unzufriedenheit mit mancherlei Massnahmen der englischen Colonial-Regierung trieb im dritten Jahrzehnt unseres Säculums die Boers über die Grenzen in das Gebiet der Ama-Zulu, wo dann schreckliche Gemetzel zwischen ihnen und den Kaffern für lange Jahre ihre Folgen von Elend und Kummer nach sich zogen*).

Unter Geschichtsforschern und Ethnologen spielen bekanntlich die in ein Land stattgehabten Einwanderungen fremder Völker eine grosse Rolle, sobald es sich darum handelt, die noch dunkle Herkunft der Bewohner eines solchen Landes irgendwo und irgendwie herzuleiten. In nur wenigen Gebieten der Wissenschaft ist man wohl schneller mit Theorien zur Hand gewesen, als gerade auf diesem eben genannten.

Gewisse wenn auch nur entfernte oder scheinbare, nicht immer glücklich getroffene Aehnlichkeiten im allgemeinen Baustyle, in der Ornamentik, im äusseren menschlichen Habitus haben z. B. schon vielfach zu der Annahme geführt, die einst so hochkultivirten Gebiete von Anahuac, Yucatan, Chiapas, Guatemala, Cundinamarca und selbst von Peru seien durch Asiaten bevölkert und civilisirt worden. Man ist auf die Idee verfallen, die Einwanderungen der supponirten Asiaten selbst über die so unzugänglichen Schnee- und Eisgefilde der nordischen Meerengen und Länderstrecken zu gestatten. Warum auch nicht? Ein „mongolischer“ Eskimo, direct aus Nordostasien herüber gewandert — seine Kayak's tragen ihn ja leicht und sicher, seine Hundeschlitten führen ihn weit hin — hätte allmählich schon zu einem Irokesen, Pâni, Krähenindianer, auch zu einem Tolteken, Azteken, zu einem Maya, Aymara, Guarani, Arauco, Patagonier u. dergl. werden können, etwa durch Transmutation oder auf anderen dunklen dem Erörterer selbst ganz unbekanntem Wegen! Oder auch es konnten Ostasiaten zu Schiffe nach der amerikanischen Westküste gelangen und dahin ihre Bildung verpflanzen. Manche Dschunken sind aus China und Japan an die amerikanische Küste getrieben

*) Fritsch a. a. O., S. 489 ff.

worden, namentlich aber solche, welche neuerlich hin und wieder Unfug auf offener See zu treiben versucht hatten und dabei etwas stark gegen den At- und Off-shore-ground hin geblasen wurden. So gut nun neuerdings mancher ehrenwerthe Theekrämer aus Nan-king oder sonst woher aus dem himmlischen Reiche in S. Francisco, Guaymas, Acapulco, Guayaquil, Payta, Truxillo, Callao, Lima u. s. w. seine „himmlische“ Bildung pflegte, so gut konnten ja schon vor Alters sturmverschlagene Söhne des Reiches der Mitte auch Süd-amerikas Ureingeborne zum Leben einer neuen Kultur emporrütteln. So ist z. B. der Civilisator der Muyscas, Bochica, der Sage nach ein Greis mit langem Barte gewesen. Liesse nicht schon aus dieser äusserlichen Eigenschaft sich schliessen, dass wir in ihm einen jüdischen Opferpriester oder einen buddhistischen Lama vor uns haben könnten? Wären Manco Capac und Mama Oclo Huaco statt vom Titicacasee doch lieber von der See bei Pisco, Chorillos oder Iquique gekommen! Da sie aber zugleich eine Theokratie einführten, so lag trotzdem die Vermuthung nahe, auch diese Civilisatoren Peru's möchten Brahmanen- oder Buddhisten gewesen sein. Markham begeistert sich stark für diese Annahme*). Sogar Rivero und Tschudi behaupten „that Quetzalcoatl and Manco Capac were both missionaries of the worship of Brahma or Buddha and probably of different sects“ (**). Bei Markham lese ich sogar, ein gewisser Ranking habe in gelehrter Weise darzustellen versucht, dass Manco Capac ein Sohn des Kublay-Khán, ersten chinesischen Kaisers aus der Yen-Dynastie, gewesen sei. Und was erst das Hübste: Mr. Ranking lässt jenen asiatischen Weltstürmer Peru mit Hilfe einer Elephantenkavallerie unterjochen! Dass Juden, Phönizier, Carthager, Armenier und Aegypter bei der Civilisirung Westamerikas ebenfalls eine Rolle gespielt, wenigstens im Geiste speculirender Weltweiser und Historiker, kann nicht weiter Wunder nehmen.

Selbst die wilden Söhne der amerikanischen Prairien hat man, ohne auf ihren eingewurzelten und meist wohl gerechtfertigten Hass gegen die „Blassgesichter“ billige Rücksicht zu nehmen, mit solcherlei Einwanderungstheorien gedrangselt. Ich hörte einmal, Ká-gi-ga-go-Bít, ein ehrenwerther, wenn gleich etwas bigotter Schib-be-Wä-Indianer, habe sich 1850 auf dem Frankfurter Friedenscongresse höchst entrüstet darüber geäußert, dass man seine Nation für Abkömmlinge der Juden ausgegeben. An letzterer Theorie sind hauptsächlich einige sonst sehr ehrenwerthe Bürger der Vereinigten Staaten,

*) Travels in Peru.

***) Antiguédades Peruanas. Engl. bearbeitet von Fr. Hawks. New-York 1853, p. 20. Vergl. Eichthal i. Rev. archéol. 1865.

wie Adair und G. Catlin, Schuld*), welche ihre rothen Männer denn doch etwas anders hätten beurtheilen sollen.

Gosse erkennt in Alt-Peru zwei coëxistirende Rassen, „l'une, civilisatrice d'origine asiatique, qui aurait occupé primitivement les côtes de la mer Pacifique, et temporairement les plateaux des Andes; l'autre, guerrière, venant des régions de l'est et envahissant ces mêmes plateaux, y anéantissant une première civilisation, pour se soumettre plus tard de nouveau aux lois de la race asiatique civilisatrice. Et ce qui semble, en outre, appuyer cette double origine, c'est que, d'après Meyen, les momies des plateaux avaient la tête tournée du côté de la mer Atlantique, et leur mode de conservation répondait à celles des Guanches, tandis qu'à l'ouest des Andes, la tête des momies était tournée du côté de la mer Pacifique (!)**). Es wird Manches zur Begründung dieser schönen Idee beigebracht und endlich l. c. pl. III, fig. 8, die Abbildung eines goldenen Statuettenfragmentes aus den „catacombes de Bogota“ beigebracht, „dont les traits rappellent ceux de la race mongole.“ Ich muss freilich gestehen, dass mir die Gesichtszüge dieser Statuette weit mehr den Eindruck echt indianischer als irgendwie mongolischer machen. Jene an der Statuette wahrnehmbare, künstlich erzeugte Abplattung des Hinterhauptes ist charakteristisch für viele Schädel aus Pachacamac, von den Natchez, Tschinuks, zu Palenque u. s. w. ***)

Damit es übrigens nicht den Anschein gewinne, als hätte ich hier die Ursprungsfrage der Amerikaner zwar angeregt, dieselbe aber nur mit einer allgemeinen Betrachtung abzufertigen gesucht, lasse ich auch die eingehendere Erörterung einiger einschlägigen Punkte folgen, wie letztere nach meinem Standpunkte besonderes Interesse verdienen. Um z. B. den asiatischen Ursprung der Civilisatoren Mittelamerika's beweiskräftig darzuthun, hat man auch die elefantenköpfigen Skulpturen des alten Mexico und Mittelamerika's in Betracht gezogen. Solcherlei Embleme konnten doch natürlicherweise nur asiatischen Ursprunges sein, denn in Amerika leben gar keine Elephanten und Asien war zudem Wiege der Menschheit. Da hätten wir nun directe Nachbildungen

*) Wer hierüber Näheres lesen will, findet dies z. B. in folgenden Werken: G. Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas. A. d. E. von H. Berg-haus. Brüssel und Leipzig 1848, S. 326. K. Andree: Nord-Amerika S. 17 und Anm. Rivero und Tschudi a. o. O. S. 10. W. V. Moore: Indian Wars of the United States, from the discovery to the present time. Philadelphia 1860, p. 10 u. s. w.

**) Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. I. p. 161.

***) Berlin. anatom. Museum, Schädel No. 7351, 53, 54 u. s. w. Gosse l. c. pl. II. fig. 1. Retzius, Ethnologische Schriften S. 125 ff., T. V. Aitken Meigs, Catalogue of human crania p. 79. 80, Fig. 8. Morton crania americana auf verschiedenen Tafeln etc.

jener die Gottheit Gauesa darstellenden indischen Ungeheuerbilder, Seitenstücke zu den elephantenköpfigen Statuen und Säulenknäufen mancher unter- und oberindischer Hindu-Tempel. Eines der fraglichen an einem Tempel in Honduras gefundenen Reliefs dürfte einen Tapirkopf darstellen — und zwar dies wegen des deutlich ausgedrückten Tapirrüssels, wegen der bei diesem Thiere bemerkbaren, an der Rüsselbasis oberhalb der Maulspalte sich hinziehenden, ein Oberlippenrudiment bildenden Hautfalte und der senkrecht stehenden Schneidezähne. Andere Darstellungen zu Palenque z. B. erinnern mit Rüssel, Stosszähnen und Schlappohren durchaus an Elephantenköpfe. Humboldt bildet eine mexicanische Hieroglyphe ab, nämlich die Figur des mit einer Elephantenhauptmaske bedeckten Opferpriesters, wie er das Opfermesser schwingt und dem Geopferten das Herz aus der geöffneten Brust reisst*). Humboldt selbst weist auf die Möglichkeit hin, dass die Bewohner von Aztlan Traditionen vom früheren Vorkommen der Elephanten in ihren Gebieten gehabt haben könnten. Es sind aber im Westen Nordamerika's Reste mehrerer Elephantenarten entdeckt worden. Der postpliocäne *Elephas Columbi* bewohnte u. A. auch Mexico. Im Verein mit Resten dieses Thieres fand man Knochen eines Wisent (*Bison latifrons*) und des gemeinen Tapir (*Tapirus americanus*) in Texas, des noch jetzt existirenden Pferdes in Mexico selbst, ausserdem übrigens Reste gegenwärtig gänzlich erloschener Thiere**). Es sind nicht nur unzählige Funde aufgedeckt worden, welche die Coëxistenz des Menschen und des Mammuth beweisen, sondern sogar solche, welche das Zusammenleben der Mastodonten und der Menschen ausser Zweifel stellen***). Konnten nicht die Kulturbeogründer der südwestlichen Gegenden Nordamerika's die Tradition vom gleichzeitigen Vorkommen der Elephanten und der Menschen gehabt, unter sich erhalten und auf ihre Nachkommen fortgepflanzt haben? Konnte dies nicht durch jene Art roher Thierbezeichnungen geschehen, wie ihrer auch die Alteuropäer auf Renngeweih, *Ebur fossile*, d. h. Mammuthelfenbein, Knochen, Schiefergestein oder dergl.†) eingegraben hatten? Hervorragende Forscher, wie Prescott und Martius, machen mit Recht auf das wahrscheinlich sehr hohe Alter jener Baudenkmäler aufmerksam, welche die Chichimecas und Aztecas bei ihrer angeblichen Wanderung nach Anahuac bewundern konnten. Sind diese Denkmäler nun wirklich Erzeugnisse einer Nation der Toltecas? Weiss man etwa so ganz Sicheres über diese letzteren,

*) Vues des Cordillères pl. XV.

***) Falconer, Palaeontological Memoirs etc., II, p. 212 ff.

****) Lyell, Alter des Menschengeschlechts. Deutsche Bearbeitung 1864, S. 149, 232. E. Hamy, Paléontologie humaine p. 52 etc. etc.

†) Vergl. u. A. Hartmann, in Zeitschr. f. Ethnologie, 1870, S. 226.

die sagenhaften Herzugewanderten aus dem mythischen Hue-Hue-Tlapallan? Hat nicht die Darstellung unseres Martius, welcher die ganze Geschichte der drei angeblich aufeinanderfolgenden Einwanderungen der Toltecas, Chichimecas und Aztecas für gemacht erklärt, Vieles für sich? Wie Martius ganz unwiderleglich beweist, sehen wir alles hierauf Bezügliche durch die Brille der aztekischen Volkanschauung. „Tultecatl“ heisst in diesem (aztekischen) Idiome: „grosser Baumeister, Werkführer, Künstler“ *). Diese Tultecas lassen sich daher füglich mit den ebenfalls mythischen Telchines auf Creta vergleichen. Das Wort „Chichimeca“ ist auch aztekischen Ursprungs und bedeutet vielleicht „Blutsauger“ u. s. w. **). Nun kann ich zwar die Ansicht des trefflichen Martius von einem durchweg stattgefundenen Herabkommen einer ehemals hochcultivirt gewesenen amerikanischen Menschheit ***) nur bedingungsweise theilen. Ich glaube jedoch, dass einer mexicanischen sehr alten Kultur eingedrungene Prairienindianer zeitweise den Garaus gemacht und dass letztere auf Trümmern jener allmählich erst eine neue, wenn auch dürftigere Kultur — diejenige Tezcuco's und Tenochtitlan's zur Zeit des Fernan Cortez — geschaffen haben. In den mythologischen Traditionen sind jedenfalls verschiedene Systeme durch einander geworfen, welche den grossen Hauptvölkern von Mittelamerika angehörten †). So viel scheint wenigstens festzustehen, dass jene amerikanischen Reste sehr, sehr alt sein müssen. Und wenn Toltecas wirklich erst vor Ende des 7. Jahrhunderts jene Gegenden cultivirt ††), wenn sie und ihre Nachkommen die Elephantenköpfe an den Bauwerken und auf Hieroglyphenmalereien wirklich angebracht, so konnten sie diese Vorwürfe für Sculptur u. s. w. dennoch den Traditionen, ja selbst den bildlichen Darstellungen ihrer Vorfahren entlehnt haben †††). Ich denke denn doch, unsere Herleitung

*) Nach Sahagun, Historia general de las cosas de Nueva España, Mexico 1829, lib. I.

**) Zur Ethnographie Amerika's zumal Brasiliens. Leipzig 1867, S. 28 ff.

***) Eine von Martius vielfach verfochtene Grundanschauung über die amerikanische Ethnologie.

†) Martius a. o. a. O. S. 31.

††) Vergl. W. H. Prescott, History of the Conquest of Mexico, Einleitung.

†††) Manche, u. A. Stephens und K. Andree (dessen kritischen Betrachtungen über den vermeintlich asiatischen Ursprung der Amerikaner ich übrigens ungetheilten Beifall zolle) glauben, dass die Ruinen in Yucatan u. s. w. noch zur Zeit der Conquista und sogar noch nach derselben bewohnt gewesen seien. Dies würde aber die Annahme eines hohen, von Martius vielleicht zu hoch taxirten, Alterthumes jener Reste nicht ausschliessen. Denn bewohnt sind auch die ägyptischen Bauwerke noch lange nach dem Verfall des Pharaonenreiches gewesen. Noch heut klebt mancher Felläch sein Lehmhaus an den Pylon eines Riesentempels, manche Lady bettet sich in Theben's Katakomben u. s. w.

jener elephantenköpfigen Reliefbilder und gemalten Hieroglyphen aus dem urthümlich-künstlerischen, auf wirkliche Naturanschauung gegründeten Schaffen der amerikanischen Rasse habe mindestens das Gleiche für sich, wie jene Annahme von der directen Uebertragung ostasiatischen Kunststyles auf westamerikanischen Boden. Meine Ueberzeugung von der Wahrscheinlichkeit der hier deutlich ausgesprochenen Idee von einer Urthümlichkeit der amerikanischen Kultur befestigt sich nur noch mehr, wenn ich genaue, wo möglich photographische Darstellungen der Ruinen von Tempeln und Palästen zu Chichen-Itza, Uxmal, Labnah, Palenque, Copan, der Teocalli's von Cholollan, Tehuantepec u. a. m. mit denen der Pagoden von Peking, Yedo, Bangkok, Awa, Rangun, Ammerapura, Ankor-Watt u. s. w. vergleiche. Die Grundverschiedenheit dieser Denkmäler pflegt übrigens schon vielen tüchtigen, mit der Geschichte ihrer Kunst vertrauten Bauleuten einzuleuchten.

Nun hat man noch eine andere Angabe dazu benutzt, die Herkunft der Civilisatoren von Anahuac u. s. w. aus Asien abzuleiten. Der Góvernador von S. José de los Indios (?) in Guatemala, Señor Ambrosio Tut, berichtete nämlich im Jahre 1848 dem zur Untersuchung der Ruinen des Districtes Peten entsendeten Obersten Modesto Mendez von einem angeblich gut in Stein ausgeführten Stiere, dessen Dasein beweisen würde, dass jene alten Bewohner Rinderheerden gehabt*). Diese Angabe besagt freilich wenig genug, und Mendez, übrigens wie mir es scheint, ein begabter Beobachter, hat diese Darstellung nicht selbst gesehen, und ist es sehr möglich, dass hier eine Täuschung untergelaufen sei. Jedenfalls berechtigt jene höchst vage Angabe nicht zu dem Schlusse, die alten Guatemaler könnten Rinder gezüchtet und diese Kunst aus einer urasiatischen Heimath mit herübergebracht haben. Für mich und manche Andere sind die Personen der altmexikanischen Denkmäler eingeborene Indianer im Federschmucke des Quezal (*Trogon resplendens*), des Goldadlers (*Aquila chrysaëtos*) u. s. w., in Mocassins, wie dergleichen die Rothhäute in Californien, am Yellow Stone, Missouri u. s. w. getragen haben.

Nicht ohne Grund und nicht ohne Absicht habe ich diese amerikanischen Geschichten mit gewisser Ausführlichkeit in eine Arbeit eingeflochten, welche doch der Ergründung afrikanischer Verhältnisse gewidmet sein soll. Es schien mir nämlich ganz angemessen, auch an nicht afrikanischen Vorkommnissen einmal nachzuweisen, wie man doch bei Speculationen in Bezug auf Besiedlung von Ländern und auf Einwanderung von Völkern mit grosser Vorsicht verfahren müsse. Letzteres besonders gegenüber

*) Zeitschr. f. allgemeine Erdk. I. Bd., S. 167.

einer gewissen Klasse von Forschern, denen zwar Hascherei nach effectvollen Theorien zum Bedürfnisse geworden, die sich aber trotzdem noch immer nicht von den herrschenden Doctrinen loszusagen vermögen, welche gern, um diesen Doctrinen einen neuen Halt zu verleihen, ins Blaue darauf los phantasiren oder Aelteres kritiklos nachschwätzen.

Soweit nun die Zeichnungen und Skulpturen auf den Denkmälern, soweit die Mumien und Mumienskelette, soweit endlich die lebenden Physiognomien heutiger den (nachweisbaren) Typus der alten Retu treu bewahrender christlicher Kopten und mohammedanischer Fellâchîn einen anthropologischen Vergleich mit autochthonen Syro-Arabern, d. h. mit den Eingebornen Syriens, Palästina's, Mesopotamiens und mit denen Nordarabiens (den sogenannten Ismailiten), gestatten, mögen diese syro-arabischen Eingebornen ansässig oder nomadisch sein — soweit werden wir uns genöthigt fühlen, das reine Aegyptervolk für ein vom syro-arabischen physisch verschiedenes zu halten. An eine nähere Verwandtschaft des ersteren mit dem letzteren könnte man nur in solchen Nachbardistricten Aegyptens, Palästina's und der sinaitischen Halbinsel denken, in welchen eine zwischen den häufiger in nachbarlichen Verkehr mit einander tretenden Familien stattfindende Vermischung sich annehmen liesse. Dass hier aber einzelne palästinensische Beduinen eheliche Vermischungen mit Ihresgleichen auf ägyptischer Seite eingehen oder dass solche Bündnisse zwischen Städtern und Fellâchîn beider Gebiete öfters geknüpft werden, unterliegt keinem Zweifel. Daher sieht man denn auch manche mit Dattelpflanz, mit Schläuchen aus Gazellenfell, Steinbock- und Gazellenhörnern u. dgl. nach Aegypten kommende sogenannte Sinai-Beduinen, welche sich physisch nicht von demjenigen Theile heutiger ägyptischer Stadt- und Landbewohner unterscheiden lassen, innerhalb dessen der Retu-Typus nicht rein ausgeprägt ist. Andere jener syro-arabischen Leute lassen sich dagegen auf den ersten Blick von den reinen Aegyptern sondern. Jene sind aber jedenfalls Produkte stattgehabter Rassenkreuzung, letztere sind freier von Vermischung mit Aegyptern geblieben. Niemand wird ja läugnen können, dass der Einfluss namentlich syro-arabischer Einwanderung in das Nilthal den physischen Charakter der Bewohner desselben vielfach alterirt habe. Indessen wird auch dieser Einfluss von den meisten Seiten her übertrieben, Dank der Gewohnheit, der Urtheils- und Kritiklosigkeit der Mehrzahl unserer Touristen. Von diesen schreibt Einer vom Anderen ab, Einer schwätzt dem Anderen nach. Mangel an Vorbildung und Unverstand finden auch wieder auf diesem Felde nur zu reichliche Gelegenheit, mit doctrinär gewordenen Redensarten die eigene Hohlheit zu decken. Selbst Männer, welche wohl ein

richtiges Urtheil fällen könnten, wagen dies nicht, aus Furcht vor arroganten Aegyptologen und noch aufgeblaseneren Dilettanten im Gebiete der Ethnologie. So ist es denn, angesichts der ewigen Aufwärmerei eines Themas, dessen Haltlosigkeit selbst einem mässigen Verstande einleuchten müsste, wirklich möglich geworden, für die Neu-Aegypter die allgemeine Bezeichnung Araber oder Aräber (bald als Proparoxytonon, bald als Properispomenon gesprochen) zu erfinden. Diese Bezeichnung ist aber ebenso falsch, als wenn man die Preussen Wenden, die Franzosen Britannier, die Spanier Gothen nennen wollte. Müssen wir nun auch einestheils zugeben, dass in vielen Aegypterfamilien der Retu-Typus verwischt sei und sich in einen dem syro-arabischen ähnlichen Mischtypus verwandelt habe, dass unter dem Eindruck solcher Verhältnisse die Unterscheidung zwischen gewissen Aegyptern und Palästinensern, Syrern, Arabern und Israeliten schwierig werden könne, so sind wir doch auch andererseits zu dem Schlusse berechtigt, dass im ägyptischen Niltale noch sehr viele Kopten wie Fellächîn den alten unverwischten Retu-Typus zeigen *)

Mariette hatte die Behauptung aufgestellt, in Nieder-Aegypten liessen sich Spuren der Hyksos unter der eingeborenen Bevölkerung auffinden. Der ägyptische Felläch sei gross, schlank, leichten Ganges, habe einen offenen, lebhaften Blick, eine kleine gerade Nase, einen wohlgeschnittenen lächelnden Mund. Der Charakter der Rasse präge sich hier in der Breite des Brustkastens, in der Magerkeit der Schenkel und in der geringen Entwicklung der Hüften aus. Die Bewohner von Sän, Matarieh, Menzâleh und von anderen umliegenden Dörfern böten einen gänzlich verschiedenen Anblick dar, sie machten anfänglich den Beobachter sogar etwas wirre. Diese seien hochgewachsen, wenn auch stämmig, hätten einen stets etwas gebogenen Rücken und stark gebaute Schenkel. Der Kopf zeige einen ausgesprochen semitischen Typus und in jenen Leuten finde man sogar die Gesichter der vier (von Mariette den Hyksos zugeschriebenen) zu Tanis aufgefundenen Sphinxen wieder. Des Amasis Kriege wider die Hyksos hätten nicht sobald die gänzliche Austreibung der letzteren zur Folge gehabt. Jene Semiten, welche seit mehr als fünf Jahrhunderten den Norden Aegyptens bewohnten, seien allmählich Bewohner der Nilufer geworden. Eine in das Friedensinstrument zwischen Aegyptern und Hyksos aufgenommene

*) Vergl. Hartmann in Zeitschrift f. Ethnologie, 1869, S. 144. Taf. III und 1870, S. 88. Vergl. ferner die z. Z. in vielen Photographien verbreiteten bildlichen Darstellungen von G. Richter: Fellächeh und ägyptische Mutter, von W. Gentz: Gebet in der Wüste, Märchenerzähler, Schlangenschwörer, Todtenfest bei Cairo u. s. w.

Bestimmung dürfe der Hauptmasse dieser Bevölkerung die damals von ihr eingenommenen Wohnsitze gesichert haben *).

Auch G. Ebers glaubt, dass, nachdem es der 18. Dynastie gelungen war, einen grossen Theil der Hyksos zu verjagen, die Bevölkerung der Küsten als Unterthanen der Pharaonen an ihren gewohnten Sitzen geblieben und dass diese es sei, welche der Autor der Völkertafel „Kaphthorim“ benenne. An die Möglichkeit einer Austreibung derselben bis auf den letzten Mann könne gar nicht gedacht werden. Untrügliche Zeugnisse bewiesen denn auch, dass viele der ägyptisirenden Phönizier (sic!), welche wir kannten, sowie der friedfertige Theil der in den Marschen ihre Heerden züchtenden Aamu, im Delta zurückbleiben gedurft **).

A. v. Kremer hat aber die oben erwähnten Angaben Mariette's in entschiedener und zutreffender Weise bekämpft. „Der bekannte Antiquitätensammler Aug. Mariette wolle in der Bevölkerung des nordöstlichen Delta einen vorzüglich semitischen Charakter und die Abkömmlinge der Hyksos erkannt haben. Es lohne sich nicht der Mühe, das Unwissenschaftliche einer solchen Angabe nachweisen zu wollen. Semitische Elemente seien sicher vorhanden im Delta so gut wie überall in Aegypten, aber Hyksos mit einiger Sicherheit erkennen zu wollen, gehöre in den Bereich des wissenschaftlichen Sonnambulismus. Mit reinen Hypothesen sei besonders auf dem Gebiete der altägyptischen Forschungen gar nichts gewonnen ***).“ Ich selbst möchte hier zunächst von dem oben erwähnten nichts weniger als geschickten oder belehrenden Versuche einer physischen Beschreibung vom Fellâch und vermeintlichen Epigonen der Hyksos durch Mariette gänzlich absehen. Dagegen fühle ich mich doch zu der Bemerkung veranlasst, dass ich sowohl in und um Alexandrien, wie zu Keljub, Kafr-Zajât, Tantah und sonstwo im nördlichen Aegypten etwa gerade so viele den Retu-Typus bewahrende und ihn nicht bewahrende Fellâchîn bemerkt habe, als anderwärts im Nilthale. Auch ich muss daher jene Angaben Mariette's über vorherrschend semitischen Charakter gewisser Nieder-Aegypter in das Bereich der Phantasmagorien verweisen.

Vicomte E. de Rougé bemerkt, dass die Denkmäler über den Ursprung der Aegypter schweigen. Die eine äthiopische Abstammung unseres Volkes behauptenden griechischen Zeugnisse können seiner Meinung nach nur mit grosser Beschränkung anerkannt werden. Die Aethiopen selbst oder das Volk von Kusch verbänden sich sonst direct mit den Chamiten Süd-Asiens. Man könne die

*) Revue archéologique, 1861, p. 106.

**) Aegypten und die Bücher Mose's. S. 183. 224.

***) v. Kremer, Aegypten. I, S. 138.

Ansicht von einem äthiopischen Ursprunge der ägyptischen Civilisation nur in dem Sinne adoptiren, dass ein Theil benachbarter, einer und derselben Rasse angehörender Familien zur selben Zeit über den Isthmus, durch die Küstengebiete des rothen Meeres und das Bab-el-Mandib nach Afrika gelangt seien. Nach dem 10. Kapitel der Genesis hätten Cham's Söhne Kusch, Misraim und Kanaan geheissen. Kusch bedeute bei Aegyptern und Hebräern die äthiopische Rasse. Kanaan aber bezeichne in den hieratischen Texten nicht etwa die palästinensischen Rassen im Allgemeinen, sondern nur eine Localität des Landes, welche den Aegyptern unter anderem Namen bekannt gewesen wäre. Füt sei Benennung für Ur-Arabien (Arabie primitive), ägyptisch Punt. Auf den Monumenten erschienen Leute dieses Landes roth und ähnlich den Aegyptern, andere braun und selbst negerartig schwarz. Gummi sei Haupterzeugniss ihres Landes. Der Name Misraim habe sich in Aegypten noch nicht finden lassen. Ein in den syrischen und assyrischen Sprachen auf das Nil-Volk häufig angewandeter Name könne aber von dieser exklusiven Nation recht wohl verworfen worden sein. Ursprünglich sei Misraim die Bezeichnung für mehrere andere Nationen. Vers 13 des 10. Kapitels der Genesis führe unter Misraim's Söhnen auf: Lehabim, d. h. wohl Libu, Libyer, Kasluchim, welche unbekannt seien, Kaftorim oder vielleicht Kretenser, und Filistim, Philister. Der Name Misraim habe sich auch über das Nilthal hinaus erstreckt. Es existirten aber, der Heiligen Schrift zufolge, noch vier andere Söhne Misraim's. Unter diesen Ludim, vielleicht identisch mit „Rut“ der bekannten Völkertafel. „Rut“, in welchem Worte r und l wie im Alt-Aegyptischen vertauscht werden könnten*), bedeute Mensch im eigentlichen Sinne. Ein zweiter Sohn, Ananim, bedeutet wohl das Anu-Volk, welches seit Uralters in Aegypten wohnte, und seinen Namen An den Orten Heliopolis, Denderah und Hermonthis (letzteres Anres d. h. An des Südens) verliehen. Die Anu wären bis nach Nubien verbreitet gewesen und hätten mehrmals gegen die Pharaonen gekämpft (Anu-Kens). Dieselben hätten zugleich wichtige Punkte der sinaitischen Halbinsel innegehabt, denn Anu seien von den Pharaonen bekriegt worden, als diese sich der Kupferminen zu

*) Etwas in afrikanischen Sprachen sehr häufig Vorkommendes. Im Hawaiischen findet sich ein zwischen R und L stehender Laut: R, z. B. in Mauna-Rôa, Honorûrû, Kirâu-Eâ u. s. w. Im Quasi-Dialekt von Lima in Peru sollen R und L öfters zum Verwechseln gesprochen werden. Selbst Nubier, Germanen, Romanen u. a. Völker sprechen das R, sobald sie dasselbe schnarrend behandeln, zuweilen fast wie L, indem sie nämlich die Zungenspitze der Hinterfläche der oberen Schneidezähne zu stark nähern, statt dieselbe gegen den harten Gaumen zu drücken und statt die Luft zwischen diesem und der Zungenspitze unter der letzteren hindurch zu treiben.

Wadî-Magárah bemächtigen gewollt. Hathor, im Cultus von Heliopolis und Denderah hervorragend, sei auch Localgöttin in dem nach König Snefru's Siege über die sinaitischen Anu gegründeten Etablissement zu Wadî-Magárah geworden. Unser Verfasser hält die Anu für eine Rasse, welche ihren Eigennamen nur ausserhalb der ägyptischen Einheit bewahrt habe, aber stark an der Urbevölkerung des Nilthales theilhaftig gewesen sei. Patrusim ist nach Rougé's Idee aus Patros, p-tc-res, Südland, gebildet und würde die Oberägypter darstellen. Naftuchim enthielte die Elemente der Benennung des Ptah, des grossen memphitischen Gottes, in nâ-Ptah, d. h. „die des Ptah“ oder nû-Ptah, Stadt des Ptah, gleichwie Theben nû-Amen Amonsstadt genannt werde, daher auch Naftuchim Leute aus Ptah's Stadt, d. h. also Memphiten bedeuten werde. Man sehe nun, meint unser Verfasser, wie jene verschiedenen Völker ein verwandtschaftliches Band zwischen ägyptischen und benachbarten Rassen anerkannten. Unter letzteren sei Kanaan der Bruder Misraim's. Auf der berühmten Darstellung der vier bekannten Menschenrassen im Grabe Seti I. finde sich eine merkwürdige Lesart. Die Erzeugung der Aegypter oder Rut (Retu)*) sei der Sonne oder dem Gotte Ra, diejenige der Amu (Aamu generischer Name für die syrisch-aramäische**) Rasse in den Hieroglyphen) dagegen sei der Göttin Pacht, d. h. der Tochter der Sonne zugeschrieben, deren Hauptcultus zu Memphis (aa Meri Ptah, Liebende des Ptah) stattgefunden habe. Die Aegypter nannten also die Pacht Mutter der Amu und hätten hiermit wohl eine ursprüngliche Verwandtschaft der syro-aramäischen Stämme mit den niederägyptischen andeuten wollen, bei welchen letzteren der Pacht-Cultus in hohen Ehren gestanden*).

Vicomte de Rougé bemüht sich also, wie wir sehen, im Vorhergehenden eine nationale Verwandtschaft der Amu, unserer Syro-Araber, in den Aegypten benachbarten asiatischen Gebieten, mit den Aegyptern, namentlich den Niederägyptern, nachzuweisen. Vieles was unser gelehrter Forscher über die alte Namengebung und deren Beziehungen zu alten Stämmen berichtet, scheint mir einleuchtend zu sein. Dagegen beweist uns sein ganzes Raisonnement nichts für die eine Annahme, die Niederägypter könnten Syro-Araber, Syro-Aramäer oder Semiten sein. De Rougé sucht beim Schlusse seiner oben entwickelten Betrachtung uns davon zu überzeugen, dass Kanaan, d. h. doch eine Personificirung von Syro-Arabern, und Misraim, d. h. Personificirung des Retu-Volkes, eine Urverwandtschaft besässen.

*) Ich behalte diesen Namen Retu als einen zur Allgemeinbezeichnung der alten Aegypter sehr bequemen bei.

**) d. h. syro-arabische, semitische Rasse.

*) Recherches sur les monuments qu'on peut attribuer aux six premières dynasties de Manéthon. Paris MDCCCLXVI. § 1.

Set, Typhon, des Osiris Gegner, Repräsentant der Oberherrlichkeit Niederägyptens im Gegensatze zu derjenigen Oberägyptens, welche im Horus personificirt wurde, fand seine Identification mit Set, Sutech, Baal der Cheta oder Chetiter, war also eine den Niederägyptern und Syro-Arabern gemeinschaftliche Gottheit. Indem nun Rougé noch besondere Versuche macht, aus dieser angeblich gemeinschaftlichen Sutech- oder Baal-Verehrung durch niederägyptische Retu und palästinäische Amu uns eine nationale Verwandtschaft zweier von uns für grundverschieden erachteter Völker zu demonstriren, verschafft er uns für die rein anthropologische, d. h. entscheidende Seite jener Frage durchaus keine Belehrung.

Diejenigen, welche die alten Aegypter aus Asien stammen lassen, haben stets nach einer Verwandtschaft zwischen jenen und den Völkern Vorder- wie Innerasiens gesucht. Man hat auf die „Wiege der Menschheit“ hingewiesen, ohne diese freilich bis jetzt genauer bezeichnen zu können, wenn sich auch nicht läugnen lässt, dass die schneeigen Hochgebirge Centralasiens für die meisten unserer Paradiessucher bis jetzt eine ganz besondere Anziehungskraft besessen haben. Versuchen wir den directen Vergleich zwischen Retu und Aryâs*), zu welchen letzteren doch auch Hindustaner zu rechnen

*) Der Sammelname Aryâs, Arier, hat nur noch für Philologen Interesse und sollte in der Anthropologie anderen Namen Platz machen, welche für die geographische Umgrenzung oder die wirklich nationale Verwandtschaft der zu behandelnden Völker West- und Innerasiens bezeichnender wären. Ein alter tüchtiger Forscher von anatomischer Bildung, Prof. Mayer in Bonn, thut folgenden höchst beherzigenswerthen Ausspruch: „Ich habe (daher) auch immer die Idee des Ursprungs der Bewohner der Erde aus Asien oder ihre Abstammung von den sogenannten Ariern, die ich als eine Erfindung der Studirstube und als kein Urvolk betrachte, bekämpft. Dieses Urvolk der Arier soll von den unwirthlichen Schneegebirgen des Hindu-Kusch herabgestiegen sein und sich sogar bis über Europa verbreitet haben. Und doch kennt Niemand dieses Eden oder Paradies, und kein Reisender hat bis jetzt es uns aufgeschlossen. Den Namen Arier und Arejer kennt Herodot, aber nicht als Urvolk, sondern als Neben-Tribus im Heere des Xerxes, und der Name Arier bei den Hindus bedeutet auch keinen Menschenstamm, sondern nur eine höhere Rasse, welche die zwei oberen Kasten der Autochthonen Hindostans, der Brahminen und Xitrya, bilden. Lassen selbst (Indische Alterthumskunde S. 511) muss eingestehen, dass sich keine Andeutung finde weder in der pragmatischen noch in der fabelhaften Geschichte Indiens von Einwanderung eines fremden Stammes. Es geht dem Namen Arier wie dem der Pelasger und Kelten, für deren Abkunft aus Asien und deren Wanderung keine Beweise und nur Scheinbeweise vorliegen“ u. s. w. (Reichert und Du-Bois-Reymond: Archiv für Anatomie etc. Jahrgang 1864, S. 700. Vergl. auch Mayer: Aegyptens Vorzeit und Chronologie in Vergleichung mit der West- und Ost-Asiatischer Kulturvölker. Ein Prodrömus zur Ethnologie des Menschengeschlechts. Bonn 1862, S. 61 Anm.). Diejenigen, welche uns nöthigen wollen, den Namen der Aryâs als einen wohlbezeichnenden anzuerkennen, bedenken leider nicht, dass sie damit zugleich eine Menge von

sein mögen anzustellen, und die unmittelbare Abstammung der ersteren von den letzteren zu beweisen, so müssen wir zunächst auf die osteologischen Verhältnisse der Bewohner Hindustân's und Aegyptens eingehen. Schon Pruner-Bey hat darauf hingewiesen, dass der Schädel des „Hindu“ *) das vollkommenste Oval darstelle, während derjenige des Aegypters hinten beträchtlich erweitert erscheine. Beim Hindu verschwinde das Antlitz so zu sagen vor der majestätisch sich emporwölbenden Stirn, beim Aegypter dagegen behaupte jenes eine gewisse überwiegende Grösse, namentlich Breite. Beim Aegypter verrathe der mittlere und untere Theil des Antlitzes die Hinneigung zum Sinnlichen, beim Hindu zeige sich das Gegentheil. Einige Spuren von Prognathie und die sehr häufig cylindrische Form der Schneidezähne entfernten beiderlei Nationalitäten, ebenfalls von einander **). Die Aegypter- und der Hindu-Schädel, welche Pruner a. a. O. abbildet, zeigen sich in der Vorder- und Seitenansicht verschieden genug; es bleibt nur zu bedauern, dass die Scheitelansicht (*Norma verticalis*) derselben nicht dargestellt worden.

Pruner berechnete den grössesten Längsdurchmesser des Schädels der dem „feineren Typus“ angehörenden Aegypter (an 7 Männer-schädeln) zu 176 Millim., denjenigen des „groben Typus“ (an 4 Specimina) zu 180,8 M., den eines Fellâch-Schädels zu 190 M., den der Hindus (an 5 Stück gemessen) zu 179,6 M. ***).

Auch in Blumenbach's Decades I, T. 1, D. VI, T. 42 und in Retzius „Ethnologischen Schriften“ †) tritt uns der Unterschied zwischen dem abgebildeten Hindu-Schädel (Taf. I, Fig. IV) und dem Altägypterschädel (Ebendas. Fig. V) recht klar vor Augen.

Ich selbst fand an von mir untersuchten Schädeln unter Leuten höherer Kaste (Radschput-Offizier, Brahman von Merwar) den von Pruner beschriebenen Charakter. Der Schädel eines unter dem Wagen von Dschaggernaut zu Tode geräderten Fakir, der eines

Völkerschaften zusammenwerfen, welche die physische Anthropologie zu sondern genöthigt ist, Völker, bei denen eine häufig zu beobachtende Anwendung ähnlicher Idiome nicht im Einklange steht mit ihrer Abstammung und daher anderer Erklärung bedarf, als die dem Philologen nur zu leicht, dem Anthropologen nicht allein genügende Sprachverwandtschaft. Welcher Anthropolog möchte es z. B. rechtfertigen (wie es doch aber von anderer Seite so häufig geschehen) den Tadschik mit dem Durânî, den Belûdj mit dem Gond, Kôl, Bil oder Gorka etc. ohne Weiteres als Aryâs zusammenzufassen. Hoffentlich bringen uns die Eroberungszüge der Russen nach Innerasien in dieser Beziehung eine gründlichere Aufklärung als sie uns englische Bemühungen nach dieser Richtung hin bis jetzt zu schaffen vermocht haben.

*) Wir verstehen hier unter Hindu die dem Gebiete der sogenannten „Drawida-Sprachen“ angehörenden Stämme und die Gaur-Bengal.

**) Mémoires de la Société d'Anthropologie, T. I, p. 411.

***) L. s. c. Tableau I.

†) Gesammelt nach dem Tode des Verfassers. Stockholm 1864.

Seapoy von Pondichery, diejenigen zweier zur Zeit des grossen Aufstandes in Allahâbâd hingerichteter Seapoys und der eines im Spital zu Skenderâbâd (Secundrabad) verstorbenen Unteroffiziers, alle dem Anscheine nach zu niederen Kasten gehörend, zeigten dagegen eine niedere, hinten zurückgebauete Stirn. Ihr langer, mit gewaltiger Hinterhauptsprotuberanz versehener Schädel zeigte sich in der Gegend der Scheitelhöcker schmaler, als die Schädel von Memphis und diejenigen heutiger Fellâchîn. Ihr Schädel war hoher, gewölbter, weniger prognath als der Schädel jener, selbst thebaischer Aegypter. Der Antlitztheil erschien bei Hindu's höher, breiter als derjenige von Alt- und Neu-Aegyptern. Der Eindruck jener indischen *Crania* war ein durchaus anderer als der von den ägyptischen hervorgebrachte. Pruner findet übrigens den Hauptunterschied zwischen Aegyptern und Indiern in den mit Weichtheilen bedeckten Körpern, und hierin pflichte ich ihm vollkommen bei. „Die Hautfarbe des Hindu,“ sagt unser Verfasser, „variirt von den Schattirungen des Russchwarzen (*bistre*) bis zum Dunkelbronzefarbenen, ohne sich, soviel ich weiss, mit Roth zu mischen. Die Augenlidspalte ist bei jenem stets gerade. Er hat dünne Lippen und ein weder vorspringendes, noch zurücktretendes Kinn. Der Ausdruck seiner Physiognomie hat etwas Mystisches und Tiefträumerisches. Sein Haarwuchs endlich, dieser für die Fragen nach dem Ursprunge und der Verwandtschaft der Menschenrassen so wesentliche Charakter, ist lang, seidenähnlich (*soyeux*) und von jenem goldigen, durch die indischen Dichter so vielgerühmten Schiller. Der Querdurchmesser des Indierhaares ist regelmässig-oval und kleiner, als derjenige des Aegypters. Indem man nun zugeben muss, dass der schöne Typus (*type beau, type fin*) der alten Aegypter nach einigen Gesichtspunkten sich dem arischen nähert*), entfernt er sich von demselben nach anderen, und wenn man zuweilen individuelle Aehnlichkeiten gefunden hat, so muss man doch zugeben, dass die Rasse der Mizraïmiten „niemals den arischen Typus geziert habe“.

Mag man die verschiedensten Typen Vorderindiens von den eigentlichen Hindu's, den Maratten, Radschputen, Sikh, Dschat, Bil bis zu den Gond, Kôl, Garrâu u. a. m., so weit dies eine nicht unbeträchtliche Autopsie, das Studium von vielfach farbigen, selbst von indischen Künstlern angefertigten Zeichnungen und von Photographien, so weit es ferner die Urtheile vorurtheilsfreier Reisender gestatten, in näheren Betracht ziehen, so findet man unter ihnen nichts von

*) Pruner hatte nämlich früher angegeben, dass man auf den ersten Anblick eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Hindu und Aegypter wahrnehme, den kleinen ovalen Schädel, die eleganten, harmonischen Linien an Rumpf und Gliedern, Feinheit der Hände und der Füsse.

den physischen Eigenthümlichkeiten des Aegypters. In dem grossartigen photographischen Prachtwerke der Herren J. Forbes und J. W. Kaye: „The people of India“, finde ich selbst unter den Darstellungen der „Tharoo“ von Nepál und der Taráy von Rohilkund höchstens die Männer in ihrem Gesichtsnitte den alt-ägyptischen Darstellungen entfernt ähnlich. In den photographischen Aufnahmen, welche 1867 die indobritische Abtheilung der pariser Weltausstellung zierte, in den noch reichhaltigeren der Herren Capt. Lyon und Waterhouse, fand ich nicht ein einziges Portrait, welches mich an dasjenige eines Alt-Aegypters, Kopten oder Fellách hätte erinnern können. Eben so wenige Anklänge vermochte ich in einer vollständigen Serie der berühmten Schlagintweit'schen Gypsmaskensammlung indischer Typen zu beobachten.

Wenn man altindische Skulpturen z. B. zu Ellora, Elephantine, unter den ausgedehnten Bildwerken von Adjunta, Ajódja, Batgaun, Ramisseram, Dschaggernaut u. s. w., selbst auch von Boro-Bodor (Java) betrachtet, so imponiren wohl die melonenförmige Tiara, welche dem Pschent, sowie das Perlenhalsband, welches einem solchen Schmuck der Pharaonen einigermassen zu ähneln scheinen. Das bartlose Antlitz der altindischen Götter, die schlanken Glieder, ihre steife, würdevolle Haltung in den Steinbildnissen scheinen für den ersten Eindruck an die altägyptischen Königs- und Götterbilder zu mahnen. Aber es ist dies alles nur scheinbar, und es gehört die ganze Naivität eines doctrinären Stubengelehrten dazu, hieraus eine reale Uebereinstimmung ableiten zu wollen.

Der eigentliche Hindu ist, wie schon Pruner hervorhebt*), kleiner als der Fellách. Er ist auch weit schwächiger, ein dürftiges, überaus mageres, u. A. von V. Jacquemont und Edward Warren vortrefflich gezeichnetes Geschöpf. Da nimmt sich denn doch ein Retu, ein Kopte, ein Fellách in seiner Gesamterscheinung weit stämmiger, fleischiger aus. Ein gutgenährter Fellách, welcher sonst den Retu-Typus möglichst rein bewahrt hat, überragt in seinen Umrissen auch den fettesten und behäbigsten Vorderindier. Ich konnte diesen Unterschied so recht wahrnehmen, als ich 1860 einige ältere, gutsituirte Gudscheratis in Nähe des Qasr-el-Nil bei Cairo dicht neben jungen (17—19 Jahr alten) Fellách-Soldaten Sâid-Bascha's sah. Der Unterschied war ein so grosser, dass Dr. Bilharz, Vicekonsul von Herford und ich dadurch auf das Tiefste betroffen wurden.

Nun darf man aber die Aegypter, alte wie neue, keineswegs mit anderen fälschlich manchmal auch indische genannten Stämmen vergleichen, wie die Belúdschen, Gorka, die Bewohner von Kaschmir,

*) L. s. c. p. 411.

die Bhôta. Sollte sich nun Jemand mit seinen Einwanderungsideen gar nach Irân oder Afghânistân verirren, so rathe ich dem Betreffenden, da ein solches Verlaufen ja doch höchstens im Gedanken, vom Studierstübchen aus, stattfinden könnte, zu Folgendem: Möge dieser Forscher doch in einem Werke über die Skulpturen von Persepolis nachblättern, wenn auch nur in Sir Robert Ker Porter's bekanntem Reisebuche *), und sich daselbst ferner das Bild des Fêt-Alî-Schâh und Abbâs-Mirza, oder dasjenige von Nûr-e'-Dîn-Chân bei Brugsch **) oder von Dôst-Mohammed, Mohammed-Akbar und anderen Afghân-Häuptlingen bei Elphinstone, Atkinson und Rattey ***) beschauen. So ein wilder Djâni vom Eingange der Bolan-Pässe oder ein kriegerischer Durânî aus Dschellâllâbâd sieht doch etwas anders aus, als ein Hermotybir der Rhamses u. s. w. Wer nun gar in die Lage gerâth, sich etliche der so schön ausgeführten in den Buden zu Teherân und Ispahân verkäuflichen Aquarellbilder von Persertypen oder noch besser Photographien von letzteren verschaffen zu können, der möchte denn doch baldigst zur Umkehr nach Afrika bewogen werden. Ich glaube, dass solche kleine Mittelchen schneller und gründlicher helfen würden, als alles hochgelahrte Studiren nach Verwandtschaft des Altägyptischen mit dem Indoeuropäischen und als alle Gedankenflüge zur „Wiege der Menschheit“.

Man hat sich sogar nicht gescheut, die alten Bauwerke der Vorder- und Hinterindien mit denen Aegyptens in styl-verwandtschaftliche Beziehung bringen zu wollen. Gehört aber nicht eine grosse Leichtfertigkeit, ein Mangel an jedem Formensinn, an aller Vergleichungsgabe dazu, die zum Theil in Urwäldern versteckt liegenden Tempel Kamboja's, Birma's, die Pagoden von Dschaggernaut u. s. w. mit den Tempeln von Denderah, Luksor, Philae u. a. in Parallele zu stellen? Etwa beispielsweise deshalb, weil sowohl Asiaten als auch Aegypter Säulen gebauet oder weil beide Völker die ihren Gewässern entsprossenden Lotosblüthen als Modelle für Ornamente benutzt haben? Wird nicht jedes sich über die erste primitive Architektur erhebende Volk Säulen errichten, die solidere Nachahmung des senkrechten Stützbalkens eines jeden Wigwam, eines jeden Tokûl oder Wüstengezeltes? Haben nicht selbst die Mayas und Incas säulenähnliche Pfeiler in Anwendung gebracht? Und was die Ornamentation anbetrifft, so wird ein baubeflissenes

*) *Travels in Georgia, Persia, Armenia, Ancient Babylonia.* London 1822. 4.

**) *Reise der Königl. Preussischen Gesandtschaft nach Persien.* Leipzig 1863, I. Bd., Titelblatt.

***) *Elphinstone Kaubul.* London 1833. 4. Atkinson, *Sketches in Afghanistan.* London. Folio. Rattey *Costumes and scenes of Afghanistan.* London. Fol.

Volk jedesmal aus seiner natürlichen, namentlich aus seiner pflanzlichen, Umgebung Vorwürfe für die Herstellung von Verzierungen mit Vorliebe auswählen. So dürften die Griechen zu ihrem Acanthus, die Aegypter und Indier unabhängig von einander auch zu ihrem *Nelumbium* und ihrer *Nymphaea Lotus*, die Juden zum Granatapfel, die Römer zum Pinienzapfen gekommen sein. G. Erbkam, jedenfalls der bedeutendste Kenner des altägyptischen Bauwesens, will die Architektur der alten Nil-Anwohner in stetem Zusammenhange mit dem Charakter des Landes betrachtet wissen. „Denn wenn sonst schon bei der Entwicklung jeglicher Kunst eines Volkes, vor Allem aber der der Architektur, eine nothwendige Bedingung die Kenntniss des Bodens ist, auf dem sie gewachsen, so ist dies hier in noch viel höherem Maasse der Fall. Die Baukunst der Aegypter ist von ihrem heimatlichen Boden nicht loszureissen; in fremder Erde gebettet erscheint sie eine räthselhafte Sphinx, dem Verständnisse des Beschauers unzugänglich; aber um so klarer redet sie im eigenen Lande. Unser Interesse wird nicht allein geweckt durch das Gefühl der Ehrfurcht bei dem Anschauen von Denkmälern, die gewissermassen den Urzeiten menschlicher Civilisation angehören, sondern es wächst, indem wir erkennen, dass hier eine Kunst ist, welche das Siegel der Ursprünglichkeit an ihrer Stirn trägt. Als ob Jahrtausende hindurch nur dieses eine Volk allein gelebt hätte, ist ihre Kunst unberührt geblieben von der Einwirkung anderer Völker, kein fremder Gedanke mischt sich in die verständliche Form ihrer Säule, kein auswärtiger Lehrmeister überlieferte ihnen die Gesetze und Regeln der Skulptur, kein Muster des Auslandes stand ihnen zu Gebote bei der eigenthümlichen Darstellung ihrer Bildwerke, aus dem eigenen schöpferischen Geiste entsprang hier Kunst wie Wissenschaft, und beide wurden zu Trägern der Kultur und Gesittung für gleichzeitige und nachkommende Völkerschaften *).“

Durch J. A. N. Perier ist neuerdings die Frage vom Ursprunge der Aegypter auf ein noch anderes geographisches Gebiet hinübergespielt worden. Der gelehrte Franzose nämlich sucht, leider auch wieder vom Schreibpulte aus, die Aegypter am oberen Nil, von wo auch die Syro-Araber oder Semiten entsprungen sein sollen **). Es liegt zwar dieser Speculation einiges Wahre zu Grunde, aber doch nach anderem Sinne, als Perier dies gemeint hat ***). Es ist jene Sache

*) Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Ein Vortrag, bearbeitet für die Versammlung deutscher Architekten in Braunschweig im Mai 1852. Besonders abgedruckt aus der Zeitschrift für Bauwesen, Heft VII. VIII, 1852, Berlin, S. 13.

**) Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, I, p. 499ff.

***) Die „Wiege der Menschheit“ am ariden Mogren bei Chartum suchen heisst gerade so interessant verfahren, als dieselbe auf die Schneegefilde am Gauri-Sankar oder Tschamalhari verlegen.

im Grunde nicht neu, denn man wolle sich nur erinnern, wie der Gilôn der Genesis, nach Einigen Jêhun oder Araxes, von Anderen mit dem Nile in Verbindung gebracht wurde, ohne dass übrigens diese letztere Ansicht sich für unsere Frage irgend förderlich erweisen konnte.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung jener Lehren, welche die doctrinäre Aegyptologie über das sogenannte ursprüngliche Semitentum der alten Nil-Anwohner aufzustellen sich bemüht hat.

Unter den neueren Aegyptologen sucht G. Ebers am lebhaftesten für die Herkunft der Aegypter aus Asien einzustehen. Derselbe führt geschichtliche, sprachliche und sogar — anatomische Gründe für sich in die Schranken. Namentlich wird Czermak's Arbeit über die Zergliederung zweier (!) Mumien citirt*). Vor allen Dingen dürfen die Aegypter nach Ebers' Ansicht keine Neger sein. Nun wird die Eigenthümlichkeit des Körpers der alten Aegypter nach der von Czermak untersuchten erwachsenen, noch dazu weiblichen, und der Knaben-Mumie (!) nach den Organsystemen sowie nach vereinzelt Angaben von Morton, Retzius, Prichard und Cuvier in Reihenfolge ausgeführt und die „ursprüngliche Eigenthümlichkeit“ der Negerrasse nach Waitz' Anthropologie (wörtlich) gegenübergestellt. Eingestreut sind einige eigene anatomische Beobachtungen des Prof. Ebers. Zum Schluss heisst es: „Diese übersichtliche Zusammenstellung bedarf, denke ich, keines Commentares.“

Meiner eigenen Ansicht nach bedarf aber eine derartige Behandlungsweise eines verwickelten anthropologischen Stoffes vor allen Dingen keines weiteren Commentares.

Erst ganz neuerlich hat Ebers diesen Gegenstand wieder angeregt und zwar bei Gelegenheit eines im Vereine für Anthropologie zu Leipzig gehaltenen Vortrages. Gegen die Abstammung der Aegypter aus dem Herzen Afrika's spreche das jüngere Datum der äthiopischen Monumente, die Abneigung der Aegypter gegen die „Nahasi“ und die elenden „Kusch“ (Neger), die Göttersage, nach der die Verschwörung der Bösen gegen die nationale ägyptische Gottheit im Süden vor sich geht, und besonders die Sprache u. s. w.**)

Ich führe hier ferner noch das Schlussresumé von Ebers über die Herkunft der Nilbewohner aus seinem Werke „Aegypten und die Bücher Mose's“ (S. 53) an: „Die Aegypter waren von kaukasischer Herkunft und wanderten, wie dies die Völkertafel andeutet, mit anderen Stämmen, deren Haut sich wohl erst später unter einer

*) Beschreibung und mikroskopische Untersuchung zweier ägyptischer Mumien. (Sitzungsberichte der mathem. naturwissenschaftlichen Classe der K. K. Akademie der Wissensch. zu Wien, IX. Bd., S. 427 ff.

**) Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1871, S. 10.

glühenden Sonne dunkler färbte, aus dem Zweistromlande, wahrscheinlich über Arabien, in den Nordosten des afrikanischen Continentes ein. Vielleicht sonderte sich eine Schaar der Emigranten ab und schlug freudig ihre Zelte in den gesegneten Fluren der Arabia felix auf. Derjenige Zweig, welcher dem Nil begegnete, fasste an den Ufern dieses wohlthätigen Stromes, bis in die heisse Zone hinein, festen Fuss“ u. s. w.

Ich bemerke auf Obiges nun zunächst, dass es Niemand mehr einfallen könne, die obernubischen Denkmäler für älter als die ägyptischen zu halten. Jedermann weiss, dass erstere nur mangelhafte Kopien der letzteren sind. Indessen hat dies mit der Abstammungsfrage der Aegypter gar nichts zu thun. Denn die Bevölkerung von Napata war bekanntlich bei den Aegyptern in die Lehre gegangen und nahm das dort Gelernte einfach in die Heimath mit zurück. Die Bevölkerung von Meroë dagegen ist jedenfalls durch ägyptische Missionäre in ähnlicher Weise für den Sonnendienst u. s. w. der Pharaonen gewonnen worden, wie später durch Sendboten des Islâm für die Religion des Propheten. Es schliesst diese Nachahmung der ägyptischen Kunst, diese Annahme der ägyptischen Religion durch Bewohner von Kusch keineswegs die Wahrscheinlichkeit aus, dass die Aegypter selbst nubische Kuschiten gewesen, sich aber von den Ihrigen getrennt, und dann unter günstigeren Lebensbedingungen, im Besitze nicht nur eines weit fruchtbareren Schwemmlandes, sondern auch einer Meeresküste, unter dem Schutze eines gemässigeren, gesünderen Klimas, in Berührung mit sehr culturfähigen, namentlich syro-arabischen Nachbarn eine Civilisation geschaffen haben, welche an sich eingeboren, gleichzeitig aber auch fremde, vorzüglich asiatische Elemente in sich aufgenommen habe, wie dieselbe denn auch wieder sehr Vieles an die nordöstlichen Nachbarn abgegeben hat. Ich werde aber im Verlaufe meiner Darstellung beweisen, welche Fülle echtafrikanischer Institutionen, Sitten und Gebräuche sich in den ägyptischen wiederfindet, Erscheinungen, welche zwar in Libyen, Südân, bei den Guinea-völkern und A-Bântu wurzeln, dagegen weder in Syrien, noch in Mesopotamien, weder in Irân noch in Hindustân ihre Analogien haben. Dass, wie Ebers ganz richtig angiebt, die Aegypter grosse Abneigung gegen die Nehesi und die Bewohner vom elenden Kusch gezeigt, beweist ebenfalls nichts gegen die Annahme einer Abstammung der Sonnensöhne aus Afrika selbst. Die Retu, einmal im Besitze ihrer Civilisation und ihres Cultus, zu einer in sich abgeschlossenen stolzen und thatkräftigen Nation erblüht, lernten im Laufe der Zeit und mit dem Wachstume ihrer politischen Macht, die hinter ihnen zurückbleibenden Berâbra u. s. w. verachten. Als letztere nun aber ihr Felsenland muthig gegen die Pharaonen vertheidigten, da kam bei Jenen der politische Hass zur Nichtachtung hinzu. Die Pharaonen

mühen sich ab, um mit allerlei Redeprunk die Bewohner des elenden „Kusch“ zu schmähen, welche an die göttliche Majestät der Ammonliebenden nicht recht glauben mochten und diesen durch Jahrhunderte jede Zollbreite Boden streitig machten. Ist es denn jetzt in den Grenzländern der ägyptischen Besitzungen etwa anders? Sehen wir nicht auch da entschieden und nachweislich stammverwandte, ja ganz identische, aber in einzelne Horden gesonderte Völker mit einander in nimmer endende blutige Fehden verwickelt? Erfahren wir nicht, wie diese einander schmähen und auf das grimmigste hassen? Wie furchtbar z. B. ist die gegenseitige Abneigung vieler Denqa-Stämme, vieler Bertá gegen einander *). Dass die schöneren, civilisirteren Retu die ihnen nicht einmal unmittelbar stammverwandten, körperlich schlechter entwickelten eigentlichen Nigritier des Súdân, als diese ihnen in der Sklavenkette zugeführt wurden, besonders missachten lernten, ist ganz natürlich. Die Bewohner des Südländes Kusch aber als Berâbra zu betrachten, lehren nicht nur die alten Benennungen ihrer Wohnsitze und Stämme (Kap. IV), sondern auch die Völkerdarstellungen auf den Denkmälern selbst, auf denen wir Kenûs, Danâqla u. s. w. unverkennbar abconterfeiet sehen, endlich die Vergleichung der alten Bilder von Retu und von Retu-Mumien mit den heutigen Berâbra. Ebers' Betrachtungen leiden eben wie die seiner meisten übrigen specielleren Berufsgenossen daran, dass von ihnen die Begriffe Neger und Negerasse viel zu enge gefasst werden. Wir können nicht den Aegyptier unmittelbar dem Neger gegenüberstellen, sondern haben erst jene Zwischenformen durchzugehen, welche immer noch unter unserer, wie ich denke, ganz natürlichen Rubrik Nigritier passiren.

Das Sprachliche unserer Frage werde ich später ausführlicher erörtern. Ebenso das Anatomische, für welches letztere ich mit anderen Zahlen aufwarten kann als Retzius und Czermak, Waitz und vor Allen Mariette kommen hierbei gar nicht in Betracht, denn diesen Beiden gehen anatomische Kenntnisse völlig ab. Williamson's, Pruner's, Faidherbe's **) und B. Davis' Arbeiten scheinen Ebers nicht bekannt zu sein. Morton aber, auf welchen der Leipziger Forscher sich so gern beruft, hat bekanntlich seine älteren Ansichten

*) Finden wir nicht auch in anderen Continenten, ja selbst in Europa, dass ursprünglich stammverwandte Völker in wildem Hass, in grenzenloser Verachtung gegenseitig auf einander platzen, eines das andere zu verdrängen, zu überwinden sucht? Dergleichen Erscheinungen haben ihren Ursprung theils in der Politik, werden künstlich angefacht und unterhalten, theils aber auch in einer sich schneller oder langsamer ausbildenden, namentlich durch verschiedenartige Entwicklung der Kulturleistungen bedingten, wirklichen nationalen Antipathie.

**) Vergl. darüber Ausführliches bei Hartmann in: Zeitschrift f. Ethnologie 1869 S. 23. 135 und 1870 S. 86ff.

über den Ursprung der Aegypter noch am Abende seines arbeitsvollen Lebens gänzlich geändert *).

Wie Ebers sein oben angeführtes Schlussresumé, in welchem er die Abkömmlinge aus Asien gleich den Insassen der Arche Noe in alten Bilderbibeln nach einander aufmarschieren lässt, eigentlich rechtfertigen will, ist mir bis heute unverständlich. Eben solchen Eindruck gewährt mir sein Schluss, es scheine, dass mit den Aegyptern auch die sogenannten „schönen“ Rassen Ostafrikas — er meint wahrscheinlich Schôho, Schâho oder Sâho (S. 3), Abyssinier im Besondern, Gálâ, Danâqîl, Sômâli — aus der semitischen Wiege gewandert sein möchten **). Später mehr hierüber.

Ich bemerke nun ausdrücklich, dass ich diese Polemik nicht als eine persönliche, gegen Ebers gerichtete betrachtet wissen will. Dazu schätze ich diesen Forscher, dessen Schriften mir sonst vielfache Belehrung, Anregung und selbst ästhetischen Genuss gewähren, viel zu hoch. Meine Angriffe sollen vielmehr gegen ein ganzes, von Ebers und seinen Fachgenossen vertretenes System gerichtet sein. Dass ich hier aber gerade Ebers unter Vielen herausgreife, geschieht eben deshalb, weil er seiner Fahne mit vorzugsweise feurigem Eifer und mit Geist zu dienen sucht.

Es wäre Zeit, dass die neuere Anthropologie (wie ich dieselbe vertreten wissen möchte), gegenüber solchen wichtigen Fragen, wie die altägyptische, Stellung nehme und sich klar werde, in welcher Weise sie einer althergebrachten Behandlungsweise beikommen müsse, die eine bequeme Phraseologie über die sachliche Untersuchung stellen zu können glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

*) „My later investigations have confirmed me in the opinion, that the Valley of the Nile was inhabited by an indigenous race, before the invasion of the Hamitic and other Asiatic nations; and that this primeval people, who occupied the whole of Northern Africa, bore much the same relation to the Berber or Berabra tribes of Nubia, that the Saracens of the middle ages bore to their wandering and untutored, yet cognate brethren, the Bedouins of the desert.“ (Transactions of the American Ethnological Society, vol. II, p. 215). Ferner: „Seven years of additional investigation, together with greatly increased materials, have convinced me that they (scil. Egyptians) were neither Asiatics nor Europeans, but aboriginal and indigenous inhabitants of the Valley of the Nile or some contiguous region, peculiar in their physiognomy, isolated in their institutions, and forming one of the primordial centres of the human family.“ (Nott & Gliddon Types of Mankind, p. 318. Vergl. Hartmann in der: Zeitschrift f. Ethnologie, 1869, S. 28).

***) Correspondenzblatt a. o. a. O.

Zur Topographie der Umgegend von Urmi in Persien.

Von H. Kiepert.

Hierzu eine Karte, Tafel VII.

Wir geben diesem Hefte, da die dafür bestimmte Karte nicht rechtzeitig vollendet werden konnte, eine Skizze bei, die allerdings nur wenigen Lesern ein Interesse bieten kann, aber doch, wie sich zeigen wird, für die Berichtigung einzelner geographischen Vorstellungen auf einem bis zur Zeit noch wenig erforschten Felde nicht ganz ohne Werth ist. Das Material dazu gewährte vor einigen Jahren ein zufälliger Umstand, der Besuch eines in jener Gegend Einheimischen, des Syrers Joseph Arsenis aus Urmi in Aderbeidjân (der nordwestlichsten Provinz Persiens), den allerlei Schicksale über Constantinopel und Wien bis Berlin verschlagen hatten, und der, nachdem er sich hier für Photographie ausgebildet, um die Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland zusammenzubringen, sich genöthigt sah, zu Unterstützungen seine Zuflucht zu nehmen. Diese Gelegenheit benutzte ich, um ihn, der allerdings vom Deutschen nur die allernothwendigsten Wörter gelernt hatte, aber ausser seiner neusyrischen Muttersprache und dem mir ebenso unverständlichen türkischen Dialekt von Aderbeidjân, in Folge seines längeren Aufenthalts zu Constantinopel geläufig das osmanische Türkisch sprach, darin über die Oertlichkeiten seines Heimathlandes auszufragen, indem ich dabei die vorhandenen englischen und russischen Karten und Reiseberichte*) zu Grunde legte. Es ergab sich dabei, dass er auch im

*) Col. Monteith, *Parts of Georgia, Armenia, Azerbaijan, Talish and Ghilan, from trigonometrical surveys* [nur sehr partiell!] made between 1814 and 23, published by the R. Geogr. Society of London, 1833 (1:830,000) (reproducirt mit Zusätzen aus den Routen der englischen und amerikanischen Missionen in meiner Karte von Armenien Kurdistan und Azerbeidschan, Berlin 1858, 1:1,000,000), N. Khanikoff, *Map of Aderbeijan*, in Bd. XIV Jahrg. 1862 dieser Zeitschrift (1:800,000). Aufnahme-Karte der kaukasischen Länder vom K. Russ. Generalstabe in Tiflis, 1870 (Sect. D, 6. enthält den grössten Theil von Aderbeidjan, jedoch ohne Terrainzeichnung, Schrift russisch.) Karte der türkisch-persischen Grenze, festgestellt durch die Aufnahme der Commission unter Oberleitung der britischen und russischen Bevollmächtigten, Generale Williams und Tschirikoff, 1852—58, bis jetzt leider immer noch unedirt. Eine Copie des englischen Originals habe ich auf der hohen Pforte in Constantinopel leider nur flüchtig einsehen können, eine danach sehr stark reducirte russische Uebersichtskarte, die mir vertraulich mitgetheilt wurde, konnte ich in meinen seit 1865 edirten Karten des türkischen Reiches bereits benutzen; dieselbe ergibt im Verhältniss zu den Fixpunkten Urmia, Tschara und Diliman nur den richtigen Verlauf der Grenzlinie und der zwischenliegenden Thäler, ohne sonstiges topographisches Detail, ausserdem die östliche Fortsetzung der Flussläufe bis zum Seeufer, jedoch mit sehr

weiteren Umkreise von Urmi recht gut orientirt war; die Distanzangaben, welche er aus dem Gedächtnisse machte, zeigten sich mit den genannten Quellen, soweit dieselben reichten, meist übereinstimmend, erlaubten aber auch manche in jenen fehlende nicht unwichtige Punkte zu fixiren. Die Vervollständigung und stellenweise Berichtigung, welche dadurch die bisherigen Karten erfahren und die korrekte Schreibung der Namen, welche er in syrischer Schrift aufgezeichnet und welche danach mein junger Freund Dr. A. Socin aus Basel, (der damals noch in Berlin Vorstudien zu seiner bekannten orientalischen Reise betrieb) in unser Alphabet zu umschreiben die Güte hatte*), sind doch auf einem so wenig genau

starker Abweichung von den übrigen Karten und wohl nicht auf wirklicher Recognoscirung beruhend, sondern nur hypothetisch; wenigstens ist diese Zeichnung in der später erschienenen russischen Generalstabskarte nicht benutzt worden. — Ferner die Reisen von Eli Smith und Dwight, *Missionary Researches*, Boston 1833, A. Grant, *the Nestorians*, London 1841, mit einer sehr inhaltleeren und unbestimmt gezeichneten Uebersichtskarte (country of the Nestorians and adjacent regions), Justin Perkins, *Residence of eight years in Persia*, Andover 1843, und *Journal of a tour from Oroomiah to Mosul through the Koordish mountains*, April and Mai 1849 im *Journal of the American Oriental Society*, Vol. II, p. 71—119, Horatio Southgate, *Tour through Armenia, Kurdistan, Persia and Mesopotamia*, New-York und London 1840, W. F. Ainsworth, *Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia*, London 1842 (mit Karte: *Map of Central Kurdistan*) und C. Sandreczki, *Reise nach Mosul und Urumia im Auftrage der Church Missionary Society* 1850, Stuttgart 1857. Berichte aus den letzten Decennien fehlen, falls nicht etwa die auf der hiesigen k. Bibliothek nicht vorhandene Fortsetzung des *American Oriental Journal* seit 1863 noch solche enthalten sollte. Von kartographischen Bestrebungen eines hochstehenden Einheimischen erzählt Perkins, *Residence* p. 190: „Prince Malek Kâsem Meerza — has himself become quite European in character; — his object in making his present tour, was to aid him in preparing an accurate map of Koordistan, of which so little is known. This map he intended to present to the Asiatic society at Paris, of which he had the honor to be a member.“ Dieser gute Vorsatz scheint aber, wie so häufig im Orient, niemals ausgeführt worden zu sein, wenigstens ist von dem Resultat in Europa nichts bekannt geworden.

*) Ich habe hier und in dem Kärtchen, statt einer nur dem Orientalisten geläufigen Transcription, vorgezogen, die stets von mir gebrauchte, der deutschen Schreibart möglichst entsprechende anzuwenden, mit einziger Ausnahme der Zeichen s und z für resp. den scharfen und weichen Zischlaut, und dj im französischen Sinne, also = dsch (engl. j); j und ch repräsentiren also die deutsche Aussprache, y dient nur als Vocalzeichen zum Ausdruck des dumpfen türkischen i; ausserdem sind nur für Orientalisten die emphatischen Consonanten des Syrischen bezeichnet, und zwar wegen Mangels von Typen mit diakritischen Punkten, das tiefere k durch q, s durch ç, t das einzige Mal wo es vorkommt, durch tt. In der Karte sind Vocallänge und Wortaccent durch die bekannten Zeichen unterschieden; wo beide zusammen fallen, musste hier im Druck das Zeichen ^ angewendet werden. Bemerkenswerth für den dortigen Dialekt ist die verschiedene Aussprache der türkischen Adjectivendung -lü oder -ly: einmal als -lütj oder -lüt in den nur von Kurden bewohnten Gebirgsdörfern Karadjälütj, Abadjälütj, dagegen gedehnt in -lâwi

erforschten Boden nicht ganz werthlos und rechtfertigen eine nachträgliche Publication, während allerdings seine übrigen Erinnerungen beschreibender Art, die wir hier zusammenstellen, wie von einem im ganzen ungebildeten Menschen zu erwarten, wenig Inhalt bieten.

Die Hauptstadt selbst, an die sich südlich grosse Gartenvorstädte bis zum *Schāhēr Tschāi* (d. i. dem „Stadtfluss“ *) auch nach dem Gebirgsgau, aus dem er entspringt, *Berdasōr Tschāi* genannt) anschliessen, schreibt unser Gewährsmann *Urmij* und widerspricht ausdrücklich der von den Missionaren gebrauchten und daher in unsere Bücher und Karten übergegangenen Vocalisation *Urūmia*, als nicht ortsüblich **), er giebt ihr, einschliesslich der Vorstädte, 8000 Häuser, also etwa 40,000 Einwohner oder etwas darüber, während die letzten uns bekannten Schätzungen (vergl. Behm, geogr. Jahrb. III. 1870, p. 134) erheblich dahinter zurückbleiben. Unter den nächstgelegenen Dörfern zeichnet sich *Mār Sergis* (S. Sergius) durch eine sehr alte Kirche, *Gōlpatalichan* als ausschliesslich von katholischen Armeniern bewohnt, *Sadāqa* durch Verfertigung vorzüglich feiner Leinwand aus.

Drei Stunden nordöstlich von der Stadt am Seeufer erhebt sich in der Ebene vereinzelt der schlangenreiche Berg *Bizāu Dāghy*, 4 Stunden beträgt die Entfernung des Sees am Schaherflusse abwärts bis zu dem an seiner Mündung gelegenen Dorfe *Bakischlūwi*, Distanzen, die bei gutem Wege in völliger Ebene auf wenigstens 15 und 20 Kilometer anzuschlagen sind, während sie in der Karte von Monteith nur $12\frac{1}{2}$ und 15, in derjenigen des russischen Generalstabes nur 12 und 14, bei Chanykoff sogar nur 8 und 10 Kilometer betragen.***) Auch hinsichtlich der Lage des Berges, mehrere Stunden nördlich von der Flussmündung, stimmt Arsenis mit den Karten von Monteith, Chanykoff und der Grenz-Commission, und

oder -lūwe in den vorherrschend von syrischen Ackerbauern bewohnten Dörfern der Ebene, — einen dieser Namen, dicht bei der Stadt *Urmij* schreibt auch Sandreczki III, p. 168 *Haidlerlūi*, offenbar nach dem Gehör an Ort und Stelle, während er sonst in seinem Buche die aus Klein-Asien her gewohnte Aussprache -lūi in solchen Namen beibehält. Auch in persischen Wörtern verändert sich öfters der Accent; man spricht hier das in Namenscompositionen so oft vorkommende -*abād* (Wohnung) wie -*ābat* oder -*ābet* aus.

*) Also nicht, wie Ainsworth II, 306, schreibt: *Suhūr Tchāi*.

**) *Urmīyeh* nach arabischer Aussprache, die in diesem Lande gar keine Geltung hat, schreibt Ainsworth, nur in Folge einer sinnlosen etymologischen Ableitung, wonach der Name römisch bedeuten soll; der Armenische Geograph Indjidjean bezeichnet dies als vulgäre Corruption aus *Urmī* und dass so am Orte selbst gesprochen wird, sagt auch Sandreczki, III, 156, daher er nicht sonst in seinem Buche das falsche *Urumia* hätte beibehalten sollen.

***) Auch Perkins, a. a. O. p. 321, schätzt die Entfernung des nächsten Seeufers von der Stadt, übereinstimmend mit unserm Syrer, gegen 12 miles = 4 Stunden oder 20 Kilometer.

widerspricht der umgekehrten Ansetzung (18 Kil. = 3½ Stunden südlich von Bakischly) auf der neueren russischen Karte.

Der See selbst ist auf der Westseite nur unter dem Namen *Urmij-gjölü* bekannt, in Tebríz soll er gewöhnlich *Schah-gjölü* (Königssee) genannt werden; unter seinen zahlreichen Inseln kennt der Berichterstatter mit Namen nur *Chawa-Adássy* und *Dik-Dághy*.

Die Strasse von Urmij südöstlich gegen *Saugh-bulach* führt nach 1 Stunde über *Gü'jtapa* (Göktepe nach westtürkischer Aussprache in den andern Quellen), dessen 500 Familien jetzt sämtlich zum Protestantismus übergegangen sind *), 1 Stunde weiter zwischen *Barhanlüwi* und *Gülpáschan*, und noch 3 Stunden weiter zwischen den grossen Ortschaften *Turükmani*, *Ttä'kkja* und *Ardischái* hindurch. Diese Orte, deren Entfernung von Urmī auch Perkins und Grant auf 5—6 Stunden völlig ebenen Weges (also mindestens 25—28 Kilometer) angeben, sind also auf beiden russischen Karten mit nur 18—19 Kilometer viel zu nahe an Urmī, und namentlich in Chanykoffs Karte zu dicht an den See, von dem die Entfernung nach Arsenis, übereinstimmend mit Sandreczki III. 194, eine gute Stunde beträgt, gesetzt, dagegen begehen dieselben den Fehler, den nach unserm Zeugen ganz nahe südlich an den genannten Orten vorbeifiessenden *Baréndüz* (dessen Brücke auf der genannten Strasse auch Perkins nur 2 engl. Meilen = 3 Kilometer von Ardischái fand) und ebenso die südlich jenseit desselben liegenden Ortschaften, unter denen das grosse christliche Dorf *Babârij* nach Arsenis dicht am Flusse, *Scheitanâwa* 1 Stunde weiter liegen soll, viel zu weit südlich abzurücken, sie erweisen sich somit in dieser Gegend als völlig unzuverlässig.

Auf der geraden Südstrasse von Urmij nach *Uschnûg***) liegt *Çahatlüwi****) 4 Stunden von der Hauptstadt, und diesseit desselben auf der Höhe zur Seite der Strasse das grosse, zum Theil christliche und starken Weinbau treibende Dorf *Dizztekja* †).

*) *Географическое описание Персии* schreibt Perkins p. 180 und giebt die Distanz von Urmī auf 5 miles an (p. 234) die Häuserzahl, die also seitdem beträchtlich gewachsen sein müsste, auf nur 100 (p. 349.)

**) So richtig zu schreiben, vulgär nur *Uschnu* gesprochen, wie die Russen schreiben, nicht *Uschnei*, was zuerst bei Monteith und dann in Grants Bericht, vielleicht nur als Schreibfehler erscheint, aber von Rawlinson, Ainsworth und Ritter aufgenommen worden ist.

***) *Saatly* bei Chanykoff nur 17 Kilometer von Urmī, an derselben Stelle in der Russ. General-Stabs-Karte *Barandus* als grosse Ortschaft, also gleichnamig dem Flusse, eine Verwechslung, die auch schon bei Ker Porter (*Travels* II, 577) vorkommt.

†) Diese Lage bestätigt auch indirekt Sandreczki's nur etwas unbestimmter Bericht von seinem Ritt von Seir über Göktepe nach Ardischái und dann zurück mit etwas westlicherem Umwege über das etwa auf halbem Wege gelegene *Dizzatakky* (III, 190); die Versetzung dieses Ortes jenseit des

Die weiter südlich an der Strasse auf derselben Karte angegebenen Dörfer Zürgabad, Dumdum (ebenso schon von Fraser, *Travels in Persia I*, 70 genannt), Kasymly und Seitán will mein Gewährsmann *Zohráwa*, *Didan*, *Qazanlúwi*, *Scheitanlúwi* geschrieben haben, doch sind die Abweichungen theilweise so stark, dass ich an der Identität zweifeln möchte, so wie ich auch die in derselben Richtung noch von ihm genannten Dörfer *Tschārājjüschí*, *Mātu-seini*, *Kjosábad* (angeblich nahe bei Babârij), *Potusáwa*, *Çabulach*, *Temtámi* in keinem andern Berichte oder einer Karte finden konnte und daher in Ermangelung von Distanzangaben, deren er sich nicht entsann, aus der Skizze weglassen musste. Einige näher an Urmi, also innerhalb des Bereichs seiner genaueren Kenntniss, auf den sämtlichen Karten verzeichnete (aber wohl auf Monteith als einzige Quelle zurückzuführende) Ortsnamen, wie *Irakan*, *Lezginlú*, *Talarasch* bezeichnete er ausdrücklich als nicht (oder nicht mehr?) existirend.

Das Hochthal, welches der Baréndüz innerhalb des Gebirges durchfliesst, bildet den Gau *Mérgjāwer* *), welcher ohne kurdische Ansiedler ganz von syrischen Christen bewohnt ist, ebenso wie der nördlicher liegende Berg-Distrikt *Térgjāwer*.

Nördlich nach Dilman führen durch die Ebene von Urmi mehrere parallele Strassen: die östlichste nach 1 Stunde über *Torpáchgāla*, mit welchem Namen (Toprak-Kale nach westtürkischer Aussprache in den Karten, es bedeutet „Erdschloss“) die Ruinen einer alten Stadt bezeichnet werden; mehrere Stunden weiter *Bach-djigāla* (d. i. Gartenschloss) $\frac{1}{2}$ Stunde *Brindjāwa* (auf geradem Wege 3 Stunden von Urmi, dort berühmt durch seine grossen schönen Aepfel), $\frac{1}{3}$ Stunde weiter *Ada*, Dorf von 600 Häusern mit einer Kirche der die Mehrzahl der Bevölkerung bildenden protestantischen Armenier und zweien der syrischen Nestorianer; $\frac{1}{2}$ Stunde weiter jenseit des *Nazlú Tschádi*, des grössten Flusses der Ebene, liegt das noch grössere, ansschliesslich von Nestorianern bewohnte Dorf *Supúrghan* mit 800 Häusern; das nächste Seeufer ist von beiden Dörfern gute $2\frac{1}{2}$ Stunden entfernt. — Beide ansehnliche Orte sind uns zwar schon durch nur sehr unbestimmte Angaben in den

Flusses fast um 2 Wegstunden südlicher in Chanykoffs Karte und zwar in der Nähe der vom Reisenden verfolgten Strasse nach Uschnu muss also ein Irrthum sein, erklärlich wohl weniger aus falscher Schätzung der Entfernung, in welcher es vom Wege aus gesehen wurde, als etwa durch falsche Angabe der über den Ortsnamen befragten Leute, eine Fehlerquelle, in die jeder im Orient mit geographischen Zwecken Reisende nur zu oft zu verfallen Gelegenheit hat und die nur durch sehr oft und bei verschiedenen Personen (falls solche überhaupt unterwegs angetroffen werden) wiederholte Kreuzfragen eliminiert werden kann.

*) So richtig bei Grant, Monteith, Chanykoff, unrichtig Mergowan bei Sandreczki II, 279.

Reisen von *Perkins*, *Grant* und *Sandreczki* *) bekannt, fehlen aber in allen genannten Specialkarten, doch lässt sich die Fehlerhaftigkeit der beiden russischen Karten daraus abnehmen, dass diese zwischen der nach Arsenis und Sandreczki eine gute Stunde westlich von jenen Orten entfernten, im ganzen dem Westrande der Ebene folgenden grossen Strasse und dem Seeufer einen Zwischenraum von höchstens 2 Stunden (10 Kilometer) lassen: kann nun nach astronomischer und trigonometrischer Festlegung der Punkte Urmi und Dilman die Strassenlinie als im wesentlichen feststehend angesehen werden, so muss nothwendig das Seeufer gegen die neueren Karten (während hier Monteith der Wahrheit näher kommt), beträchtlich nach O. verschoben, d. h. das vom See bedeckte Areal eingeschränkt werden; es ergibt sich hieraus, dass auf Grund der bis jetzt vorhandenen Hilfsmittel an eine Arealberechnung des Seebeckens selbst, wie sie neuerdings bis auf Bruchtheile von Quadratmeilen versucht worden, noch gar nicht zu denken ist. Etwas weiter ist natürlich die Entfernung von Ada zum Seeufer in nördlicher Richtung, nämlich über das $\frac{1}{2}$ Stunde entfernte *Arablüwi* (Arably auch bei Monteith) noch 3 Stunden bis zu den auf einer in den See hineinragenden Anhöhe liegenden *Zümellen* (Zumbul bei Mont. Zymbal auf der russischen Generalstabs-Karte, Zamalan bei Chanykoff); ausser diesem kannte mein Gewährsmann nur ein unmittelbar am Seeufer gelegenes Dorf, *Tschänäkij*, wahrscheinlich identisch mit dem Gamitchi oder Gemitsch der genannten Karten. In der Nachbarschaft soll auch *Jaghmur-aghälüwi*, 5 Stunden von Urmi liegen, diese Entfernung passt auf Yakmamalley in der Karte, welches dann allerdings sehr stark verschrieben ist.

Von Supúrghan verfolgte ferner Arsenis das Thal des *Nazlú Tschái* aufwärts über folgende, bis jetzt fast durchaus unbekannt gebliebene Orte: $\frac{1}{2}$ Stunde *Schar de Mar Dánil*, berühmter Wallfahrtsort mit sehr alter Kirche, $1\frac{1}{2}$ Stunde *Chänischen*, 2 Stunden *Qaradjüj*, 3 Stunden *Schirabet*, $1\frac{1}{2}$ Stunden *Müjschāwa*, sehr grosses Dorf, $\frac{1}{2}$ Stunde *Jengidja* (in zutreffender Lage am obern Nazly Tschai bei Monteith, *Gengatschin* bei Sandreczki III, 231), 3 Stunden nach *Abāljüj*, oder 4 Stunden (von der vorangehenden Station) nach *Márnücha* (beide im obern Flussthal in Monteiths Karte, verschrieben in Abjakal und Merna und daraus

*) *Ada* 16 miles von Urmi (Perkins p. 273), 4 Stunden N.-O. von Urmi, *Supergan* nördlich davon jenseit des Flusses und S.-O. von der Strasse, die vom nördlichen Theile der Ebene nach Urmi führt (Sandr. III. 217. 221). Beide Orte auch schon in Grant's Kärtchen, aber so vereinzelt und so unbestimmt placirt, dass ich nicht wagen konnte, sie auf diese Autoritäten hin zwischen den aus Monteith und andern Quellen bekannten Ortspositionen in meine grosse Karte von 1858 aufzunehmen.

weiter corrumpt in die russischen Karten übergegangen), endlich 2 Stunden (von wo und in welcher Richtung nicht angegeben) nach *Tulla*.

Westlich seitwärts über Jengidja kannte mein Gewährsmann noch das hochgelegene *Märbischu* mit schöner alter Kirche (auch auf Grant's Kärtchen mit unsicherer Andeutung der Lage) und noch höher, dicht an der türkischen Grenze *Zizen*, dann jenseit derselben in dem unter dem türkischen Paschalyk Hakkjari stehenden Distrikte *Gjätwer* ausser dem Hauptorte *Dizza* die Dörfer *Tschérdäwer*, *Bäschirgja*, *Mamikken*, *Mes'chüddäwa*, *Hergjái*, *Schekkikndi*, offenbar in einer Reihe an der gewöhnlichen Verbindungsstrasse zum obern Zab gelegen, der Sandreczki 1850 folgte, wobei er mehrere derselben berührte (III. 236 ff.)

Eine zweite, etwas westlichere Strasse nach Norden führt von Urmij mit 2 kleinen Stunden nach *Qārasenlūwi* *), 1 Stunde weiter über das gartenreiche *Bälau* nach dem nahe daran gelegenen grossen Orte *Hädjabet*, 1 kleine Stunde weiter jenseit des Nazlū Tschâi das grosse Dorf *Kjōsi* **) und $\frac{1}{2}$ Stunde seitwärts davon *Nazi* ***), 1 Stunde davon (bisher mit mehrfachen Wendungen des Weges, denn in gerader Richtung nur 4 Stunden von Urmij) das grosse Dorf *Çahatlūwi* (Saatly, Russ. K. Sautley, Mont.), $\frac{1}{2}$ Stunde *Chāndgja*, schon am Fuss des von Westen die Ebene überragenden Gebirges, auf dem hoch darüber die Burgruinen *Qýzqāla*.

Von Çahatlūwi auf der geraden Strasse 2 Stunden nach *Kjerāmbat*, 2 Stunden über *Jūsūpkendi* nach *Imāmkendi*, 1 Stunde *Kjāris*, 1 Stunde *Qülüntschij*, $\frac{1}{4}$ Stunde *Gjāwülen*, $\frac{1}{4}$ Stunde *Djāmāldāwa*, $\frac{1}{4}$ Stunde *Kutschij*, letztes Dorf der Ebene von Urmij. Von hier Bergweg 2 Stunden zum Passe *Gjädük de Wergāus* †), 2

*) Westlich des Weges geben in dieser Gegend die russischen Karten die Dörfer *Terzaly* und *Jurdanly*, die von Monteith dagegen die Dörfer *Sumsalley* und *Anbil* an — unverkennbar dieselben Namen, welche mir Arsenis als eine zusammenliegende Gruppe mit den correcten Namen *Tersallūwi*, *Simsallūwi*, *Anher*, *Jurghanlūwi* bezeichnete, nur dass er die Entfernung der beiden ersten von Urmij schon auf $3\frac{1}{2}$ und 4 Stunden angab, was zu den Positionen durchaus nicht passen will, wie ich sie nach jenen Quellen in mein Kärtchen herübergenommen habe; auf welcher Seite der Fehler liegt, ist ohne neue bestimmtere Angaben nicht zu entscheiden.

**) *Kowsee* in Grants Karte, *Kusy*, 3—4 Stunden von Urmij bei E. Smith I, 403, *Cowsee* bei Perkins, dessen Angabe p. 288 einer Entfernung von nur 2 Farsach (etwa $2\frac{1}{2}$ St.) von Urmij, und vollen 4 Farsach am Nazlū aufwärts von Ada sich jedoch mit dem Zusammenhang der übrigen Daten und der Kartenconstruction durchaus nicht vereinigen lässt, während die Angaben meines Syrsers gerade an dieser Stelle nicht vollständig genug sind, um den Zweifel zu lösen.

***) So und nicht *Nazly*, dem Flusse gleichnamig, wie die russischen Karten schreiben (*Nesloo* bei Monteith). Sandreczki III, 227 hat richtig *Nasy*.

†) *Werkewiz* in Chanykoffs Karte, nach der dies ein östlicher Unweg